

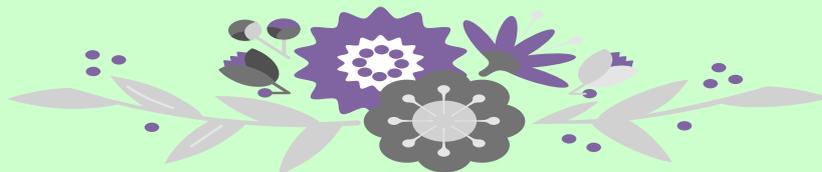
Was wär das Verb ohne die -eugung?

Noch'n Gruß und 'ne Verbeugung

für **Rolf Schöneich**

zu seinem Eintritt in den Ruhestand

30. September 2023





Für Rolf Schöneich zu seinem Eintritt in den Ruhestand

gesammelt von

Nathalie Nicolay & Karsten Schmidt

Vorwort

Lieber Rolf,

nach unglaublichen 47 Jahren an Unis im In- und Ausland, davon 20 als Universitätsprofessor, beginnt nun für dich ein ganz neuer Lebensabschnitt. Wir wissen, dass du mit einem lachenden und einem weinenden Auge gehst; deshalb haben wir liebe Kollegen, Wegbegleiter und Freunde gebeten, dir einen kurzen, kreativen Text zu widmen. Entstanden sind sehr persönliche Beiträge, die vielfältige Gesprächsfäden wiederaufnehmen; einige davon führen die fachliche Diskussion weiter, die im universitären Alltag oft zu kurz kommt, und laden zum Weiterdenken (und -arbeiten) ein, andere sind heiter-verspielt und eher mit einem Augenzwinkern zu lesen. Alle aber bezeugen etwas, was keinesfalls selbstverständlich ist und wofür wir dich sehr mögen: dass nämlich akademische Kontakte für dich immer in erster Linie menschliche, oft auch freundschaftliche Kontakte waren.

Anstelle einer verstaubten Laudatio – für die bist du noch zu jung – möchten wir das Statement einer Studentin wiedergeben, die deine Seminare vermissen wird: Sie fand es faszinierend, wie du – statt von oben herab Ergebnisse zu verkünden – deine Überlegungen vor und mit den Studierenden entwickelt hast, sie dich sozusagen beim wissenschaftlichen Nachdenken beobachten konnten. Etwas Besseres als deine Begeisterung für(s) (sprach)wissenschaftliche Fragen und die Offenheit für den Austausch von Gesichtspunkten kann jungen Menschen, die selbst einmal lehren wollen, nicht passieren.

Lieber Rolf, wir wissen, dass du eine Reihe weiterer Entwürfe und Pläne in der Schublade hast, auch wenn der dazugehörige Schreibtisch mittlerweile bei dir zuhause steht; die wissenschaftliche Neugier ist zum Glück nicht an Lehrdeputat, Dienstzimmer und Projektanträge gebunden. Wir wünschen dir eine unbeschwerte und bereichernde Work-Family-Balance – und uns, dass der Gesprächsfaden nicht abreißt und wir an vielen deiner neuen Ideen teilhaben können.

Karsten und Nathalie

Inhalt

<i>Yves D'hulst</i>	
Das diskriminierende Ich	9
<i>Gabiela Diez</i>	
Der Mann, wo an der Ecke steht	15
<i>Christine Dimroth</i>	
Linguisten-Boggel	17
<i>Rolf Düsterberg</i>	
Lieber Rolf,	19
<i>Peter Eisenberg</i>	
Ganz normaler Grammatikwandel	20
<i>Nanna Fuhrhop</i>	
Die Arbeit am Grundriss	25
<i>Helmut Glück</i>	
Grammatik und Osnabrück	31
<i>Harald Haferland</i>	
Kleine Elegie der Parkplatz-Weisheiten	33
<i>Elisabeth Löbel</i>	
Für Rolf	36
<i>Trudel Meisenburg</i>	
Anekdotisch Vermischtes zu Schreibung und Realisierung von [s] und [z] im Deutschen	37
<i>Nathalie Nicolay</i>	
Immer wieder dienstags: Amuse-gueules	49
<i>Katharina Nimz</i>	
Ein sich Pensionierender	60
<i>Hella Olbertz</i>	
Lieber Rolf,	61
<i>Karin und Hannah Osterheider</i>	
Danke für	65
<i>Björn Rothstein</i>	
Im Verband	67
<i>Karsten Schmidt</i>	
Wortspiele und Sprachspiele	69

<i>Solvejg Schulz</i>	
Keine Roboter	80
<i>Sven Staffeldt</i>	
Was ist Akkusativ?	85
<i>Katja Winter</i>	
[ka:pə di:jɛm]	94

Das diskriminierende Ich

von Yves D'hulst

Trotz Bankenkrise war der Sommer 2008 recht schön: Berlin würde seinen Stadtaffen kennenlernen, Barack bereitete sich vor, das Weiße Haus für sich zu gewinnen, Donald war noch integral von Disney, Bruno lebte noch auf dem Mars, dachte noch gar nicht ans Heiraten und Angela wurde zum zweiten Mal ... als schwäbische Hausfrau gewählt. Und ich hatte mein erstes Sommersemester bestanden, oder eher überlebt, dank eines Paktes mit den Studenten: ich kümmerte mich um die sprachwissenschaftlichen Inhalte, und sie würden mir mit der Sprache helfen (ich frage mich immer noch, wer hier den besseren Teil des Deals bekommen hat). Es gab sogar Studis, die Veranstaltungen aus Interesse belegten, und ich konnte alle anreden mit dem, was sie im Wesen für mich waren: Studenten. Im Folgesemester bekam ich immer mehr Emails, und ich entdeckte, dass es wesentlich einfacher war, die Studenten mit StudentInnen anzureden; in der Romanistik ohnehin vertretbar, weil die Studentinnen auch die Mehrheit der StudentInnen ausmachen. Ich habe mich der Tradition angeschlossen und angefangen, das, was ich für ein schriftsprachliches Kürzel nahm, überall anzuwenden: ich hatte von einem Tag auf den anderen keine Referenten mehr in den Seminaren, sondern ReferentInnen, die Teilnehmer an den Veranstaltungen wurden studipgemäß zu TeilnehmerInnen befördert. Ich musste mich gar nicht mehr um die Meinung meiner Kollegen kümmern, konnte mich dafür aber auf das Gefallen über das Gelernte bei den KollegInnen (damals auch weniger genderungerecht vertreten) freuen und ging entsprechend davon aus, dass es bei den StudentInnen auch viel besser ankam, wenn sie als StudentInnen angesprochen wurden. Aus diesem Grund war auch der Winter 2008 immer noch schön. Die Ernüchterung sollte erst viele Jahre später kommen, als ich mich im Sommersemester 2023 zum ersten Mal getraut habe, die Studenten, StudentInnen und Student:innen explizit über dieses Thema zu befragen, um festzustellen, dass recht wenige davon begeistert waren (eigentlich gab es weder eineN noch eine:n). Es war eine schreckliche Ernüchterung, nicht so sehr wegen der vielen Jahre, in denen ich mich über die KürzelstudentInnen gefreut hatte, als wegen der vielen Jahre, in denen mich die Student:innen, die Radfahrenden und die sich Bewerbenden (oder vielleicht Sich bewerbenden) genervt haben. Verstehen Sie mich bitte nicht falsch: persönlich komme ich mit den Student:innen sehr gut zurecht, ebenso wie mit den Radfahrenden (genau wie Rolf, der höchstens mit Busfahrenden in der Martinistraße ein Problem haben könnte), und über viele in der Romanistik sich Bewerbende könnte ich mich in der weiteren Zukunft auch nur erfreuen. Aber meine ständige Angst, darauf hingewiesen zu werden, mich sexistisch

geäußert zu haben und dadurch nicht in der Lage gewesen zu sein, meinen tiefverwurzelten Sexismus zu verhüllen, entwickelt sich seit einiger Zeit zu einem Trauma.

Die Lage hat sich insbesondere verschärft, als auch meine Kolleginnen Sprachwissenschaftlerinnen und Kollegen Sprachwissenschaftler sich mit dem Thema befasst haben. Insbesondere weil die Positionen auch in diesem Kreis genauso divers sind wie mittlerweile die Geschlechter selbst. Dass die Lage sich nicht vereinfacht hat, lässt sich schon allein am Umfang der diesem Thema gewidmeten Aufsätze in den unterschiedlichen Ausgaben von Duden 9 feststellen: wo die 7. Auflage von *Duden 9: Wörterbuch der sprachlichen Zweifelsfälle: richtiges und gutes Deutsch* (2016) die »Gleichstellung von Frauen und Männern in der Sprache« noch auf reichlich 7 Seiten darstellen konnte, braucht die 9. Auflage für das entsprechende Thema »Geschlechtergerechter Sprachgebrauch« nicht weniger als 12 Seiten. Man würde fast denken, dass das Deutsche sich mit der Zeit immer geschlechterungerechter entwickelt hat und damit mein Trauma auch weiter angekurbelt hat.

Wie man überhaupt zu der Entdeckung gekommen ist, dass die Sprache gendergerecht sei, lässt sich in Duden 9 (2021) gut rekonstruieren. Nachdem hier festgestellt wird, dass im Kern der Debatte die Verwendung des generischen Maskulinums steht, wird folgenderweise konkretisiert:

Die Möglichkeit der generischen Verwendung des Maskulinums wird häufig mit den zugrunde liegenden Wortbildungsprinzipien begründet. Mit dem Wortbildungssuffix -er kann aus einem Verb eine Bezeichnung für diejenigen Personen abgeleitet werden, welche die entsprechende Tätigkeit ausführen: Zum Beispiel ist das Substantiv Erfinder aus dem Verb erfinden abgeleitet; es bezeichnet vom Wortbildungsprozess her Personen, die etwas erfinden bzw. erfunden haben. Als Wortbildungssuffix weist -er dem Substantiv das grammatische Genus Maskulinum zu. (Duden 9, 2021: 400-401)

Man bemerke, dass die erste und mindestens in ihrer Absicht unstrittige Charakterisierung des Suffixes *-er* (*Mit dem Wortbildungssuffix ... erfunden haben*) nicht einen einzigen Verweis auf ein Geschlecht enthält: es geht lediglich um jede Person, d.h. Mann oder Frau, Erwachsene oder Kind, gesund oder krank, die eine Tätigkeit ausführt. Erst im letzten Satz kommt eine Genuszuweisung ins Spiel: *-er* bekommt das grammatische Genus Maskulinum. Obwohl diese Genuszuweisung gängig ist und als unumstritten angenommen wird, ist und bleibt sie lediglich eine Annahme; und hier möchte ich gerne ergänzen: eine irreführende und falsche Annahme; irreführend, weil sie wie so oft den Unterschied zwischen (biologischem) Geschlecht und (grammatischem) Genus vertuscht (Sollte die angenommene Genuspezifizierung bei dem *Erfinder* ein Problem sein, warum dann nicht bei *Mensch*, *Person* oder *Kind*?), falsch, weil es keinen Beleg für das Genusmerkmal Maskulinum gibt.

Ich behaupte, dass es im Deutschen, ebensowenig wie in den anderen mit einem Genussystem ausgestatteten Sprachen des europäischen Sprachraums, kein Maskulinum gibt. Punkt. Und wenn kein Maskulinum, dann auch kein generisches Maskulinum. Und wenn kein generisches Maskulinum, dann auch keine genderungerechte Sprache. Und wenn keine genderungerechte Sprache, dann auch kein Trauma. Endlich.

Der grundlegende Unterschied zwischen Geschlecht und Genus ist immer wieder belegt worden und wird auch in Duden 9 unter dem Eintrag »Genus« akzeptiert. Ich werde die Argumente nicht wiederholen. Die Grundlage ist eindeutig: das Geschlecht bezieht sich auf eine biologische Gegebenheit (die in der Gesellschaft ebenfalls kontrovers diskutiert wird, manchmal in Zusammenhang mit der Gender(un)gerechtigkeit der Sprache), das Genus ist ein grundlegend inhaltsloses grammatisches Merkmal. Inhaltslos bedeutet hier, dass Femininum, Maskulinum und Neutrum (sollte man die letzten beiden überhaupt annehmen müssen) nichts über das biologische (oder angenommene) Geschlecht des Referenten erschließen lassen. Aus diesem Grund werden *Mensch*, *Person* und *Kind* für jeden Referenten, egal welchen Geschlechtes, angewandt.

Die Behauptung, dass die Genusmerkmale Femininum, Maskulinum und Neutrum (immerhin unter der Annahme, dass es diese alle gibt) inhaltslos seien, schließt nicht aus, dass es daneben auch autonome semantische Geschlechtsmerkmale gibt. Beide sind grundlegend unterschiedlicher Natur: grammatisch und semantisch leer vs. inhaltsvoll und interpretierbar. In den Sprachen des europäischen Sprachraums gibt es starke, aber keine absoluten Korrelationen zwischen den beiden Arten von Merkmalen. *Hengst* und *Stute* illustrieren diese Korrelation exemplarisch: Maskulinum und männlich bzw. Femininum und weiblich. Bemerke allerdings, dass, während das semantische Geschlechtsmerkmal unveränderlich ist, das grammatische sich unter Umständen ändern kann. Das Verkleinerungssuffix *-chen* (inhärent Neutrum) blendet die grammatische Genusspezifizierung der beiden Wörter aus: *das Hengstchen*, *das Stütchen*; das semantische Geschlechtsmerkmal bleibt von diesem Prozess völlig unberührt.

Dass *-er* ein grammatisches, funktionales Suffix ist, kann kaum in Frage gestellt werden, denn es hat u.a. die Fähigkeit, aus Verben Nomen abzuleiten, wie im Dudenbeispiel. Das schließt prinzipiell aus, dass dieses Suffix mit einem Geschlechtsmerkmal belegt ist; höchstens könnte es, wie im Dudenzitat suggeriert, weiter mit einer Genusspezifikation assoziiert sein (im weiteren werde ich ausführen, dass auch dieses ausgeschlossen ist). Hätten Substantive wie *Erfinder* ein semantisches und daher unveränderliches Geschlechtsmerkmal [männlich], würde die weitere Derivation *Erfinderin* sich widersprüchlich auf einen männlichen Referenten des weiblichen Geschlechtes beziehen und damit genauso ungrammatisch sein wie **Hengstin*.

Ob das *-in* Suffix ein grammatisches Genussuffix ist oder ein semantisches Geschlechtssuffix, werde ich in diesem Beitrag nicht im Detail ausführen. In den Sprachen des europäischen Sprachraums gibt es sowohl die eine als auch die andere Variante. Entscheidend dabei ist u.a., inwieweit das Suffix sich nach belebten Referenten mit

Geschlechtsspezifikation ausgerichtet oder nicht: ist eine Bakterie *ein Krankheitserreger* oder *eine Krankheitserregerin*? Im letzteren Fall würde ich eher für einen Status als Genussuffix plädieren; im ersteren und m.E. gängigen Fall sprechen wir über ein Geschlechtssuffix.

Auf jeden Fall können wir folgern, dass mit *-er* suffigierte Substantive kein Geschlechtsmerkmal haben (und auch nicht haben können). Das ermöglicht es diesen Substantiven, sich im Prinzip sowohl auf männliche als auch auf weibliche Referenten (*-innen*, *-*innen*, *-Innen*) zu beziehen. Dass für exklusiv weibliche Referenten sich die komplexere Derivation mit *-in* durchsetzt, folgt aus dem *Elsewhere principle* (Anderson 1969 und Kiparsky 1973; in der Distribuierten Morphologie auch *Subset principle* genannt): die spezifischere blendet die allgemeinere Form aus. Im Singular erfolgt dies immer, im Plural nur dann, wenn die Referentenmenge ausschließlich aus weiblichen Referenten besteht.

Bisher widerspricht nichts der Aussage in Duden 9 (2021), dass *-er* mit einer Genusspezifizierung Maskulinum versehen ist, und man könnte behaupten, mit *-er* suffigierte Substantive richteten sich aufgrund der starken Korrelation zwischen Genus- und Geschlechtsspezifizierung bevorzugt auf männliche Referenten. Sprachvergleichend lässt diese Behauptung sich allerdings nicht belegen. In den Sprachen des europäischen Sprachraums sind für meine These nur die mit einem zwei- oder dreifach gegliederten Genussystem relevant. Zu den letzteren gehören Deutsch sowie die meisten germanischen Sprachen, ausgenommen Englisch. Zu den zweifach gegliederten Genussprachen gehören alle romanischen Sprachen (auch wenn sie sich aus einer dreifach gegliederten Genussprache entwickelt haben). Unter diesen ist vor allem Französisch exemplarisch (andere, wie Italienisch oder Spanisch, sehen auf den ersten Blick anders aus, lassen allerdings auf das gleiche schließen), weil sich überhaupt keine maskulinen Genussuffixe nachweisen lassen. Was mit dem Etikett „Maskulinum“ bezeichnet wird, charakterisiert sich vor allem durch die Abwesenheit von Suffixen; das sieht man am deutlichsten bei variablen Adjektiven und Partizipien (denn sie sind mit einer Geschlechtsspezifizierung sowieso inkompatibel): *vert_M* vs. *verte_F* ‘grün’, *écrit_M* vs. *écrite_F* ‘geschrieben’. Die auffällige Abwesenheit maskuliner Suffixe lässt nur auf eines schließen: das Genusmerkmal Maskulinum existiert in diesen Sprachen nicht. Die eben erwähnten Formen *vert* und *écrit* sind also nicht Maskulinum, sondern nicht nach Genus flektiert.

Dass wir diese Formen, ebenso wie die nicht als Femininum spezifizierten romanischen Formen, Maskulinum nennen, ist zurückzuführen auf eine sehr lange grammatische Tradition, die die Genusmerkmale rigoros und unmotiviert als äquipollent eingestuft hat: jedes Substantiv und jede nominale Form muss eine präzise Genusspezifizierung haben. In einem zweistufigen System bedeutet das entweder Maskulinum oder Femininum. Diese Einstufung ist allerdings weder unausweichlich noch ökonomisch. Ökonomischer in einem zweistufigen System ist es, eine unmarkierte Form von einer markierten Form zu unterscheiden. Diminutivformen wie deutsch *Hengstchen*

kontrastieren mit nicht-suffigierten Formen wie *Hengst*: die Existenz eines Diminutivsuffixes impliziert nicht die Existenz eines Nicht-Diminutivsuffixes (etwa ein Normal- oder Standardsuffix). Diese Art morphologischer Merkmalsausprägung nennt sich privativ: Diminutiv ist ein privatives Merkmal, d.h. es kontrastiert nicht mit einem anderen Merkmal. Bei Genusmerkmalen ist die privative Sichtweise am stärksten begründbar, denn Genusmerkmale sind, wie schon aufgeführt, inhaltslos.

Wenn, mit Bezug auf Genus, die „maskulinen“ Formen prinzipiell merkmallos sind, sollten sie sich auch bestens für unpersönliche (und generische) Verwendungen eignen: *il pleut* ‘es regnet’, *il est nuageux* ‘es ist bewölkt’, *il est humain de se tromper* ‘es ist menschlich, sich zu irren’. Bezogen auf Substantive bedeutet das, dass die femininen Substantive tatsächlich ein feminines Genusmerkmal aufweisen, die sogenannten „maskulinen“ Substantive allerdings kein Genusmerkmal haben.

Wo bleiben in dieser Analyse die dreifach gegliederten Genussprachen wie Deutsch oder Latein? Auffällig beim Unterschied zwischen zwei- und dreifach gegliederten Genussystemen ist die Verteilung zwischen unpersönlichen und personenbezogenen generischen und indeterminierten Verwendungen. In beiden Systemen wird das sogenannte „Maskulinum“ für das personenbezogene Generische und Indeterminierte (*Peuton tout se dire entre amis?*, *Kann man sich unter Freunden alles sagen?* bzw. *J'étais chez des amis*, *Ich war bei Freunden*) angewandt. Im Unpersönlichen wird das sogenannte „Maskulinum“ bzw. das sogenannte „Neutrum“ (*es regnet*, *es ist bewölkt*, *es ist menschlich sich zu irren*) verwendet. Dass es keine dreifach gegliederten Genussprachen gibt, in denen das Femininum in der personenbezogenen Verwendung benutzt wird, spricht sehr stark gegen eine äquipollente Analyse der Genusmerkmale. Ein noch stärkerer Beweis gegen diese Analyse kommt aus den romanischen Sprachen: die Reduzierung der Genusunterschiede von drei auf zwei, hat dafür gesorgt, dass die lateinischen „Neutra“ sich über die verbleibenden Klassen verteilt haben. Diese Umverteilung weist zwar starke Tendenzen auf, ist allerdings nicht systematisch: frz. *la mer*, ita. *il mare*, spa. *el mar*. Ausnahmslos ist demgegenüber die Weise, in der die unpersönliche Verwendung realisiert wird: das lateinische unpersönliche „Neutrum“ hat sich hier systematisch in romanisches unpersönliches „Maskulinum“ entwickelt.

Diese Beobachtungen zeigen, dass das „Maskulinum“ dem „Neutrum“ sehr viel näherkommt als dem Femininum (vgl. insbesondere die Deklination des deutschen Artikels) und dass auch in dreifach gegliederten Genussprachen die Genusausprägung abgestuft ist: Neutrum als unmarkierte Form, passend für das Unpersönliche, Femininum als markierte Form, geeignet nur wenn die Referenten alle die entsprechenden Geschlechtsmarkierungen aufweisen, und dazwischen das „Maskulinum“. Eine merkmalsgeometrische Formalisierung bietet sich an: „Neutrum“ ist unmarkiert, „Maskulinum“ und Femininum sind beide mit einem abstrakten Genusknoten [GENUS] versehen, wobei nur das Femininum für diesen Knoten auch einen Wert, [Femininum], definiert. Diese Formalisierung impliziert, dass in der Entwicklung der romanischen Sprachen nicht das

„Neutrum“ verloren gegangen ist, sondern der Genusknoten [GENUS]: da Neutrum unmarkiert ist, d.h. kein Merkmal ist, gibt es auch nichts, das verloren gehen kann. Der Verlust des Genusknotens lässt das „Maskulinum“ mit dem „Neutrum“ einfach zusammenfallen; das Femininum verliert zwar den Genusknoten, aber nicht den Wert [Femininum] und bleibt damit die markierteste Form.

Ich kann mir gut vorstellen, dass die Gesellschaft genderungerecht ist und dass Sprecher sich gendergerecht verhalten. Meine Auseinandersetzung mit dem Genus lässt allerdings nicht die Folgerung zu, dass Sprache gendergerecht sei. Oder mindestens nicht, wie das üblicherweise vorgehalten wird. Das generische Maskulinum ist nicht gendergerecht, weil es schließlich kein Maskulinum ist. Maskulinum ist nicht nur inhaltslos, es ist gegenstandslos. Ich freue mich auf die Studenten des kommenden Wintersemesters.

Bibliographie

- Anderson, Stephen R. 1969. West Scandinavian vowel systems and the ordering of phonological rules. Dissertation MIT.
- Duden 9 (2016). *Wörterbuch der sprachlichen Zweifelsfälle: richtiges und gutes Deutsch*, Dudenredaktion, Peter Eisenberg & Jan Georg Schneider (Hrsg.). Berlin: Dudenverlag.
- Duden 9 (2021). *Sprachliche Zweifelsfälle: das Wörterbuch für richtiges und gutes Deutsch*, Dudenredaktion & Mathilde Hennig (Hrsg.). Berlin: Dudenverlag.
- Harley, Heidi & Ritter, Elizabeth. 2002. Person and number in pronouns: A feature-geometric analysis. *Language* 78(3). 482–526.
- Kiparsky, Paul. 1973. ‘Elsewhere’ in phonology. In *A Festschrift for Morris Halle*, Stephen R. Anderson & Paul Kiparsky (Hrsg.), 93–106. New York: Holt, Rinehart & Winston.

Der Mann, wo an der Ecke steht

von *Gabriela Diez*

Im Hörsaal war mal ein Student,
der arg sich konzentrierte,
um zu verstehn, was der Dozent
da vorne referierte:

„Den Relativsatz leitet uns
das Relativum ein,
hält Genus und den Numerus
des Antezedens ein.

Doch wichtig ist, dass stets das Verb
an letzter Stelle steht.
Und Leute, die kapieren das nicht,
sind schlicht und einfach blöd.

Die freien relativen, die
sind knifflige Gestalten -
hier gilt die Kasushierarchie,
an die müsst ihr euch halten.

Wer die verletzt, verzeih ich nicht
und lass ich nicht bestehen!
Und wer nicht aufpasst, schmeiß ich raus
denn der wird's nie verstehen.“

„Du liebe Zeit!“, so der Student,
mit einem Mal ganz bleich,
„Ich fühle mich nicht kompetent
in diesem Fachbereich!“

Da stand er nun vor dem Problem,
die Prüfung zu vergeigen,
und sann nach einem Plan, mit dem
er's allen könnte zeigen.

„Ich weiß!“, rief er mit einem Mal,
„jetzt hab ich ihn am Wickel!
Ich nehme einfach überall
die Relativpartikel!

Die muss man nicht nach Numerus
und Genus kongruieren
und sogar nach dem Kasus muss
man nicht hierarchisieren!“

So machte denn der Naseweis
ein End' mit seiner Krise:
„Wo ich nicht weiß, macht mich nicht heiß!“
war jetzt seine Devise.

„Der Mann, wo an der Ecke steht -
ist doch ein schöner Satz?
Die Prüfung, wo noch vor mir liegt,
wird so bestimmt ein Klacks!“

Und mit der Prüfung, (wo er blieb
stets geistesgegenwärtig,
war der Student, wo eifrig schrieb,
nach fünf Minuten fertig.

Am Ende war er, als er das
Ergebnis inspizierte,
doch leider durchgefallen, was
ihn relativ schockierte.

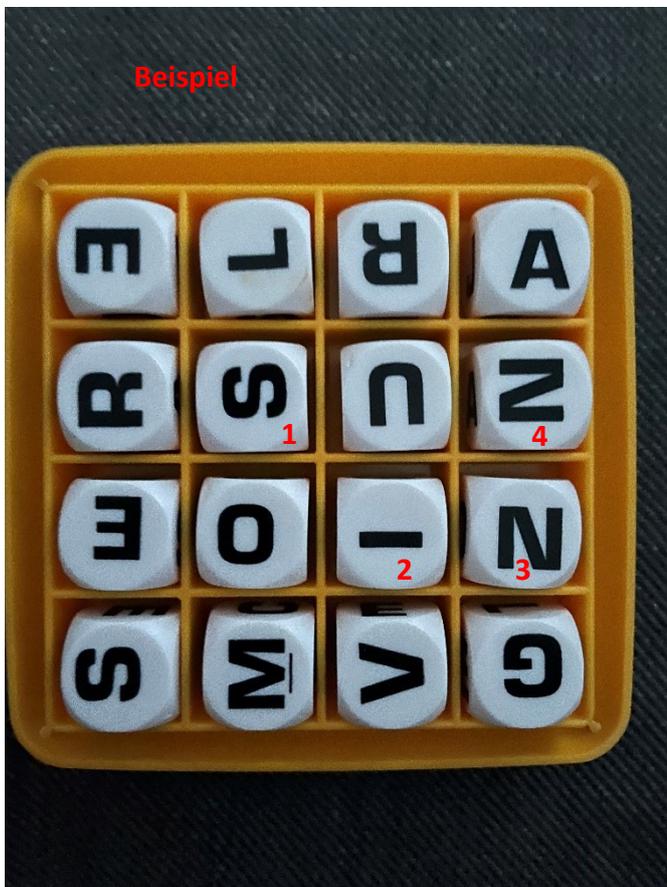
Linguisten-Boggel

von Christine Dimroth

Finde in 3 Minuten so viele Nomen (inkl. Eigennamen) wie möglich! Jeder Würfel darf pro Wort nur einmal verwendet werden. Wörter bestehen aus benachbarten oder diagonal angrenzenden Buchstaben und können in allen Richtungen geschrieben sein...

Viel Spaß!

Christine





Rolf Düsterberg

Lieber Rolf,

ich erinnere mich gern und amüsiert an einen Rat, den Du mir zu Beginn meiner Dekanszeit im 2010er Jahr auf den Weg gegeben hast und der wohl nicht nur Resultat Deiner einschlägigen Erfahrungen war, sondern in gewisser Weise auch ein Ausdruck Deiner Haltung zur Welt ist. Er lautete ungefähr so: „Die Hälfte der Anfragen, Mails, Aufforderungen etc., die Du im Amt erhältst, erledigt sich innerhalb einer Woche irgendwie von selbst, ohne dass Du tätig werden musst. Verschwende also keine Zeit mit überflüssiger Arbeit!“

Und so war es auch. Und irgendwann ist mir folgender Satz untergekommen, den Du kennst und der als Sublimierung jenes Rates, darüber hinaus auch als eine erfahrungsgesättigte Schlussfolgerung Deiner lebensklugen Maxime gelten könnte: *Es ist nichts so eilig, als dass es durch einiges Liegenlassen nicht noch eiliger wird.*

Alle guten Wünsche für Dein „neues Leben als freier Mensch“!

Rolf D.

Ganz normaler Grammatikwandel

von *Peter Eisenberg*

Lieber Rolf,

es sieht ganz danach aus, dass wir uns nach Deinem Eintritt in den wohlverdienten Ruhestand nicht gleich aus den Augen verlieren werden. Dafür gibt es mehrere Gründe, unter ihnen die Möglichkeit, dass Du weiter am Schicksal des Grundriss' mitwirkst. Diese Mitwirkung ist nicht immer einfach und nicht immer konfliktfrei. Sie ist besonders dann kompliziert, wenn es im öffentlichen Sprachdiskurs um Positionen geht, die nur über sprachliche Fakten fundierbar sind. Dazu gehören Themen wie Anglizismen im Wortschatz des Deutschen, Sinn und Unsinn sprachlicher Normen, die amtliche Regelung der Rechtschreibung oder seit einiger Zeit der Diskurs über sprachliches Gendern. Deshalb habe ich gedacht, Du bekommst eine scheinbar ganz einfache Frage mit in den Ruhestand, über die wir dann bei Gelegenheit reden. Es geht um die Wahl zwischen *Dat* und *Akk* in einer simplen Konstruktion. Mehr nicht.

Aber vorweg: Für einen Sprachwissenschaftler ist die Beteiligung am öffentlichen Diskurs in aller Regel nur unter Rückgriff auf Grammatik möglich. Selbstverständlich wissen wir, wie negativ dieser Begriff noch immer konnotiert ist, und wir wissen auch, wie schwierig es sein kann, Grammatisches für ein größeres Publikum verständlich und attraktiv darzustellen. Obwohl wir das wissen und obwohl wir uns an manches gewöhnt haben, sind wir gelegentlich doch nicht gleichgültig, zum Beispiel wenn allein das Wort Grammatik genügt, ein sprachliches Rasonnement zu desavouieren: Jemand wird angegriffen, nur weil er grammatisch argumentiert.

So war in einem Dossier der ZEIT zu lesen, Befürwortern des Genderns stünden viele gute Argumente zur Seite, die Gegner aber hielten sich an ihren Grammatikbüchern fest. Das ist leider nur der Anfang. Die Soziologen Nassehi und Saake von der LMU München (FAZ vom 19.5.2022) behaupten zu wissen, „Was die Genderstudies und ihre Kritiker noch nicht können“, um diesen entsetzlichen Streit zu beenden: Die Einen wollen Gendersensibilität besonders bei Männern erreichen, indem sie Männern vorschreiben, was sie sagen sollen. Und die Genderunwilligen (meistens Männer) reagieren darauf mit Grammatik. Etwas anderes haben diese armseligen Tröpfe offensichtlich nicht. Deshalb könne der Genderstreit nach Meinung der beiden Soziologen nicht beendet werden.

Einen vorläufigen Tiefpunkt erreicht der Journalist Claudius Seidl (seine Texte bestehen zu mindestens einem Viertel aus festen Syntagmen) mit dem Bekenntnis darüber, was er sich als generisches Maskulinum vorstellt: „zugleich fragt man sich bei all denen, die mit brennendem zorn und im namen der schönheit, der verständlichkeit, vor

allem aber der ewigkeitsgeltung aller grammatischen regeln das gendern bekämpfen, ob sie sonst keine sorgen haben.“ (FAZ vom 16.1.2023). Vielleicht hast Du einmal Gelegenheit, Herrn Seidl zu sagen, dass Grammatiker niemals immer oder nie sagen, weil sie wissen, dass eine Sprache wie das Deutsche sich verändert, solange sie existiert. In diesem Sinn tut sie das ewig.

Ich traue Dir zu, dass Du nach einem langen Grammatikerleben mit solcherart Anmacherei einigermaßen cool umgehst: Du meidest den Grundriss ja nicht. Du nimmst Dir sogar heraus, in Deinen Arbeiten einen Typus von Grammatik zu vertreten, der bestimmte Fakten verstehen will und andere liegen lässt. Wenn es um den geschriebenen Standard des Deutschen geht, lässt sie beispielsweise Fakten unberücksichtigt, die bestimmte Ausprägungen arealer Variation betreffen. Dafür gibt es gute Gründe und es ist kaum vertretbar, dies einer Grammatik vorzuhalten. Auch das erleben wir jedoch gerade.

Eine in Arbeit befindliche Variantengrammatik trägt ihre Resultate meist in klagendem Ton vor, der sich anhört, als seien die übrigen Grammatiken voll von Lücken, die nun endlich bemerkt und geschlossen werden (Elspaß/Dürscheid 2022). Und sie sieht nicht, was systematische Analysen mit Variation zu tun haben, auch wenn sie diese nicht explizit thematisieren. Das betrifft beispielsweise den Umlautplural von Maskulina (*Wagen – Wägen*), der in einer schönen Arbeit von Thieroff (2009) untersucht wurde mit dem Ergebnis, der Umlaut sei hier im Normalfall funktional schwach belastet bis bedeutungslos, er störe aber auch nicht. Areale Variation ist damit geradezu erwartbar.

Aus anderen Gründen ist das auch bei Varianten bestimmter Modalsätze mit Ersatzinfinitiv der Fall (*Weil sie das (hat) eigentlich (hat können)*), die Systematikern ebenfalls als Lücke vorgehalten werden. Die variable Position des Finitums geht darauf zurück, dass es aus funktionalen Gründen von der Nebensatz-Letztposition verschwinden muss, aber keinen festen Landeplatz hat. Das Verschwinden ist funktional bedingt, die Landung nicht, einmal abgesehen davon, dass es ohne Finitum eben nicht geht. Es kann sich nicht in Luft auflösen, aber wo es steht, ist ziemlich gleichgültig. Nur nicht in Letztposition. Der Systematiker findet so etwas interessant. Die riesige Literatur über einen variablen Landeplatz des Finitums haben wir in einer längeren Abhandlung (2002 in DS) kritisch behandelt. Auch hier ist areale Variation erwartbar. Wo es welche Gründe für Variation gibt, interessiert die Variantengrammatik nicht. Dabei hätte sie allen Anlass, ein wenig mit den Systematikern zu kooperieren.

Aber lassen wir das Kind im Bade, denn selbstverständlich gehört grammatischer Wandel zu den Kerngebieten der Grammatikschreibung. Und verstanden haben wir ihn bei weitem nicht überall, auch wenn er unmittelbar die Kerngrammatik betrifft. Einen solchen Fall möchte ich Dir eben mit in den Ruhestand geben, denn für seine Durchdringung braucht man offenbar Zeit und Ruhe.

Es geht um die Dat/Akk-Rektion von *auf* in einem Präpositionalobjekt. Der Grundriss bringt dazu seit der ersten Auflage den Satz *Die Regierung besteht auf der neuen Startbahn*, den man lesen konnte, als die Startbahn West des Frankfurter Flughafens gebaut werden sollte. Eine neue Analyse von Mathilde Hennig und Philipp Meisner (2022) sieht einen Wandel vom Dat zum Akk beim Prädikat *bestehen auf*, der Satz lautet dann eben *Die Regierung besteht auf die neue Startbahn*, was unsereinen doch etwas irritiert. Aber offenbar irritiert die Studentenschaft von heute der Dat. Denn jedes Mal, wenn die Stelle im Syntax- oder Morphologieseminar vorkommt, wollen viele von ihnen nur den Akk akzeptieren, der Dat sei schlicht ungrammatisch. Die Lebensdauer des Grundriss' beträgt derzeit gut eine Generation, reicht das schon für einen Wandel, der uns einfach fremd ist?

Einige Hinweise zu Inhalt und Kontext der Untersuchung von Hennig/Meisner können verdeutlichen, womit wir es zu tun haben und Du es möglicherweise zu tun bekommst. Eine Abhandlung zum Thema von Bruno Strecker aus dem Jahr 2013 verwendet Daten aus dem Deutschen Referenz-Korpus DeReKo. Untersucht werden einschlägige Fälle mit den semantisch scheinbar verwandten Rektionsträgern *bestehen auf*, *beharren auf* und *insistieren auf*, wobei ersterer wohl als Prototyp zu gelten hat und uns weiter beschäftigen soll. Es ergibt sich eine erdrückende Dominanz des Dat, wobei der Akk mit etwa 10% aber nicht marginalisiert werden kann.

Auf den ersten Blick spricht viel für den Dat. Er ist struktureller Kasus für die alten und insbesondere die alten einfachen lokalen Präpositionen. Deren lokale Bedeutung ist gegenüber der direktionalen klar unmarkiert, letztere wird häufig und auch im Grundriss unter Verwendung ersterer expliziert. Davon betroffen ist auch die Ableitung abstrakterer Bedeutungen bei grammatikalisierten Verwendungen als Objektkasus. Lokalistische Ansätze liefern meist einigermaßen plausible Resultate.

Aufs Ganze gesehen ist der Dat auf dem Weg zu größerer syntaktischer Vielfalt. Beim Abbau des Genitivobjekts wird er häufig zum Zielkasus, bei der Dativ-Apposition springt er hochvariabel ein, beim Ausbau der Basisdiathese entwickelt sich vergleichsweise rasch ein Dativpassiv, seiner Position in der Belebtheitshierarchie entspricht ein gesichertes Verhalten etwa bei Kasusselektion oder der Satzgliedfolge im Mittelfeld. Und wenn man die riesige Zahl der sog. freien Dative grammatisch Revue passieren lässt, erweisen sich diese zum guten Teil als Objekte. Selbstverständlich darf eine derart komprimierte Aufzählung nicht zur These verführen, der Akk habe gegenüber dem Dat seine weitreichende und vielfältige Syntax als Träger von Transitivitykorrelaten eingebüßt. *Nur ein ärmerer Bruder ist der Dativ allerdings nicht (mehr).*

Zurück zu den Daten und ihrer Interpretation. Die Untersuchung von 2022 arbeitet nicht mit Daten aus DeReKo, sondern mit dem Duden-Korpus. Sie kommt für das Geschriebene noch immer zu einer erheblichen Dominanz des Dat. Aber das Korpus erlaubt eine Differenzierung der Ergebnisse in Hinsicht auf Eigenschaften der beteiligten Versuchspersonen: Mit dem Alter nimmt die Verwendung des Akk kontinuierlich ab.

Für die Gruppe der 51- bis 60-Jährigen tritt annähernd Gleichstand bei der Kasusverwendung ein.

Noch krasser ist das Ergebnis einer mündlichen Befragung, die nach Alter und Muttersprache der Versuchspersonen differenziert. Für *bestehen auf* wurden den Probanden acht Sätze vorgelegt mit der Bitte, die Akzeptabilität von Dat vs. Akk zu bewerten. Das Übergewicht des Akk ist hier noch größer als das des Dat in Streckers Studie. Allerdings weisen Hennig/Meisner zurecht darauf hin, mit welchen Unsicherheiten solche Befragungen befrachtet sind. Tun die Sprecher, was sie sagen? Beides liegt nach aller Erfahrung weit auseinander. Denk bitte noch einmal an die Äußerung meines verehrten Doktorvaters „Ich verwende niemals *weil* mit Verbzweitsatz, weil das ist schlechtes Deutsch.“

Unzweifelhaft scheint bei aller Relativierung einer reinen Korpusanalyse einerseits und der manchmal sogar als ‚demokratisch‘ apostrophierten Probandenbefragung andererseits zu sein, dass der Dat nach *bestehen auf* dem Akk perspektivisch zu weichen hat. Aber warum sollte sich ein derartiger Wandel vollziehen? Genügt vielleicht schon der Hinweis, dass wir seit langem das Verb *stehen auf* mit Akk haben (*Sie steht besonders aufblonde Männer*) oder dass es eine sehr allgemeine Tendenz zur Verwendung des Akk gibt, die schon im Wörterbuch des Unmenschen mit der Bezeichnung ‚inhumaner Akkusativ‘ gebrandmarkt wurde und die sich heute auch beim Einfluss von Anglizismen auf Verben des Kernwortschatzes als Tendenz zur Transitivity zeigt?

„Dieser Vermutung [es handele sich eben um einen Wandel, P.E.] liegt die Annahme zugrunde, dass jüngere Menschen prinzipiell wandelaffiner sind als die konservativere ältere Generation.“ (Hennig/Meisner: 26). Wer nimmt denn so etwas an? Ist das nicht ein schwer erträgliches Klischee? Viel interessanter und naheliegender ist die Vermutung, mit dem syntaktisch-lexikalischen Wandel gehe ein semantischer einher, der möglicherweise sogar den Wandel auslöse. Man startet mit einer solchen Hypothese durchaus bei Hermann Paul, der in Band 4 (1920: 5) seiner Grammatik schreibt, „Der Akk. steht, wo ausgedrückt werden soll, daß das räumliche Verhältnis zu einem Gegenstande erst hergestellt wird, der Dat. ... wo dieses Verhältnis als schon bestehend gedacht wird.“ Davon werden abstraktere Bedeutungen problemlos abgeleitet und man ist versucht, festzustellen, daran habe sich bis heute nichts Wesentliches geändert.

Hilft es weiter, wenn wir wissen, worin ein Wandel lexikalisch, syntaktisch und semantisch besteht? Es hilft uns nicht, es sei denn, wir sehen den Wandel als Wert an sich an. Und genau so scheint es sich in beliebiger Verallgemeinerbarkeit gegenwärtig zu verhalten. Lieber Rolf, da gibt es in der Tat einiges zu tun, tut mir leid. Denn unsere unbestreitbar rationale Auffassung, man dürfe einen bewusst herbeiführbaren Sprachwandel, wie ihn etwa die Neuregelung der Orthographie vorsieht, nur vertreten, wenn die Änderung Vorteile mit sich bringt, scheint obsolet zu sein. Siehst Du Vorteile irgendwelcher Art, wenn *bestehen auf* den Akk regiert? Oder gilt Veränderung tatsächlich als Wert an sich?

Literaturhinweise

- Elspaß, Stephan/Dürscheid, Christa (2017): Areale grammatische Variation in den Gebrauchsstandards des Deutschen. In: Konopka, Marek/Wöllstein, Angelika (Hrsg.): Grammatische Variation: Empirische Zugänge und theoretische Modellierung. Berlin/Boston: De Gruyter, 86-104.
- Hennig, Mathilde/Meisner, Philipp (2022): *Die junge Generation besteht auf einen Sprachwandel – Dativ oder Akkusativ nach bestehen, beharren und insistieren auf* revisited. Sprachreport 38, H. 4, 20-28.
- Paul, Hermann (1920): Deutsche Grammatik Band IV. Teil IV Syntax (Zweite Hälfte) Halle: Verlag von Max Niemeyer.
- Strecker, Bruno (2013): *Er besteht auf seinem Recht* oder *auf sein Recht* – Dativ oder Akkusativ nach verbbestimmten Präpositionen. Sprachreport 28, H. 4, 16-19.
- Thieroff, Rolf (2009): Über den Pluralumlaut beim Substantiv. In: Eins, Wieland/Schmoe, Friederike (Hrsg.): Wie wir sprechen und schreiben. Festschrift für Helmut Glück zum 60. Geburtstag. Wiesbaden: Harrassowitz, 29-44

Die Arbeit am Grundriss

von Nanna Fuhrhop

Lieber Rolf,

ich könnte Dir einfach zum Ruhestand gratulieren und Dich in Ruhe lassen. Fakt ist aber: Wir haben noch ein gemeinsames Projekt, und zwar den Grundriss. Wie Du vielleicht weißt, bin ich ja grundsätzlich der Auffassung, dass Evolution besser ist als Revolution, also die Ausbesserung am bestehenden Werk und nicht Abriss und Neubau. Und sicherlich ist das hier auch unsere genuine Aufgabe. Dennoch gibt es einiges auszubessern und zu sanieren.

Ich fang einfach mal an zu sammeln.

Der Satz

1. Die schwache Adjektivflexion (S. 262)

Bei der schwachen Adjektivflexion wird *e* gewählt, wenn das Genus am Kopf eindeutig markiert ist.

Das meint ja, dass man als Kopf *dieser, dieses, diese* hat für Mask, Neut, Fem. M.E. eben gerade nicht auch *diesen*, denn hier wird ja auch beim Adjektiv die en-Form gewählt – *diesen klugen Kopf*. Also einfach *diesen* raus und dann stimmt es.

Man kann aber vielleicht noch weiter gehen (möglicherweise schon als Vorbereitung für den nächsten Punkt).

Der einzige Grund, bei der schwachen Adjektiv-Flexion Genus anzunehmen, ist {Akk, Sg, Mask}, ansonsten ist keine Flexion nach Genus anzunehmen, denn alle Genera flektieren gleich. Im Plural ist das ja sowieso schon so. Die Akkusativ-Maskulin-Form ist aber auch die Form, die bei den schwachen Maskulina besonders ist, also der einzige Fall, in dem bei Substantiven zwischen Nominativ und Akkusativ unterschieden wird. Also die Idee, hier gar kein Genus anzusetzen (s. unten).

Thieroff/Vogel (2012, S. 59) beschreiben die schwache Adjektivflexion so, dass *-e* die Formen eindeutig macht bzw. dass es mithilfe von *e* keine uneindeutigen Formen gibt. Das stimmt außer für *diesen Alten* – das kann Akkusativ Singular Maskulin sein *den alten Mann/diesen alten Mann* oder Dativ Plural *diesen alten Männern*. Es wäre also konsequent, wenn der AkkSgMask **diesen alte Mann* heißen würde, dann hätten wir in der Tat erstens die Doppeldeutigkeiten raus und zweitens keinerlei Genusflexion in der schwachen Adjektivflexion.

Exkurs: Hier funktioniert der Dativ-Plural genauso, hier haben wir manchmal eine Endung am Substantiv *diesen alten Männern, diesen alten Menschen*. Häufig haben

wir die natürlich bei Maskulina, weil die en-Plural nicht wählen und bei *en* im Stamm mitunter der Umlaut vereindeutigt (*diesen alten Gärten*).

Also, der Akkusativ bei Maskulina bleibt besonders und Eisenberg hat hier im Prinzip schon was gefunden: Die e-Form kommt, wenn Genus am Artikel auf die naheliegendste Weise gekennzeichnet ist (*der, das, die* oder meinethalben *dieser, dieses, diese*). Oder anders: Die en-Form wird gewählt, wenn irgendwas markiert ist – die en-Form sagt: Achtung, aufpassen. Und markiert ist dann: obliquier Kasus, Plural und eben Akk&Mask.

2. {Hor} vs. {HOR}

Seite 263 – ich habe hier ja ein bisschen interveniert: In der vierten Auflage war *ein* mit der Wortkategorie HOR ausgezeichnet und dann hatte das Adjektiv Hor als Einheitenkategorie.

Aber stimmt das denn? Jetzt (fünfte Auflage) sind es zwei Einheitenkategorien, eben weil es bei *ein* keine Wortkategorie ist, denn *eine* hat die Kategorie nicht.

Wenn man das über die Kategorien machen möchte, muss man das meines Erachtens über den Artikel *ein* machen – der ist endungslos und damit eine Grundform und dementsprechend unflektiert. Das Substantiv versucht aber seine Forderungen nach Genusreaktion irgendwo loszulassen und das Adjektiv ist dann ein guter Landeplatz. Das wäre die Grundidee. (Es bleibt auf der Ebene der Einheitenkategorie, *ein* ist {unflektiert}, *eine* hingegen flektiert {Fem, nicht-oblique, (Sg)})

ein heißer Tee
 {unflektiert} {mask} {MASK}



hier clasht es, Genus findet keinen Landeplatz, weil *ein* unflektiert ist

ein heißer Tee
 {unflektiert} {mask} {MASK}



eine heiße Suppe
 {fem} {unspezifisch} {FEM}



einem heißen Wasser
 {Dat, Sg, Neut} {spezifisch} {NEUT}



(Hier würde dann der Dativ des Artikels (Kopf) zur en-Form beim Adjektiv führen).

einem heißen Wasser
{Dat, Sg, Neut} {spezifisch} {NEUT}



Nochmal zur Adjektivflexion (aus Punkt 1 und 2):

Schwache Adjektivflexion

e – unspezifisch (bei der schwachen Adjektivflexion muss man nicht weitersuchen, der Artikel gibt das naheliegende Genus)

en – spezifisch (lieber Leser/Hörer – hier ist was spezifisch, also ein markierter Numerus oder ein markierter Kasus – und Akkusativ ist für Maskulina markiert, weil der normalerweise als belebte Entität im Nominativ steht)

Ich nehme das hier umgekehrt als Ihr an – e als die unmarkierte (und leichte wie bei Euch) Form, en als die markiertere. Der Grund ist, dass e weniger zeigt als en, weil e eben genau dann kommt, wenn der Artikel einfach das Genus direkt zeigt (mit dem unmarkierten Kasus)

Also, bei der schwachen Adjektivflexion zwei Kategorien, die ich unspezifisch und spezifisch genannt habe (oder meinethalben unmarkiert und markiert). Ich habe ja inzwischen folgende Sicht auf die Flexion im Deutschen: Sie zeigt häufig, hier ist Morphologie, aber ich sag Dir nicht, welche (im Französischen ist das anders, die zeigt in der geschriebenen Sprache sehr deutlich, welche Flexion jeweils gemeint ist). Und genau so dann die Adjektivflexion: e – flektiertes Adjektiv, weil nicht unflektiert. en – Achtung, liebe Leute, hier ist eine markierte Kategorie beteiligt (oblique, Plural oder eben in der Kombi Mask, Akk).

Starke Adjektivflexion

Bei den starken zeigen die Endungen *er, es, em*: Achtung hier ist was los!

Und zwar:

- es: Ich markiere Neut
- er: Ich markiere Genus (Mask) oder Kasus (oblique bei den Feminina),
- em: Dativ, N-Fem
- en (Genitiv Mask & Neut, Dat Pl, Akk Mask): hier ist was markiert und meistens findet man auch den Hinweis am Substantiv (Gen-s, oder Dat-Plural-n), nur eben nicht am Akk Mask, da wird nichts extra markiert – also auch hier wieder wie bei der schwachen Flexion: *en* ist spezifisch, aber nicht weiter ausgeführt, sagt also – lieber Rezipient, achte mal, hier ist was Markiertes im Umfeld und häufig findet man Hinweise wie Gen-s oder Dat-Pl-n

- e: (Fem und Plural Nom/Akk): unmarkiertes Genus, unmarkierter Numerus, also Femininum. (?) Warum auch der Plural – als markierter Numerus? Idee: im starken Gebrauch ist der Plural ja weniger markiert als der Singular. Denn es ist eine ‚normale‘ Form (artikelloser Plural), beim Singular ist es eben ein markierter Gebrauch (Stoffsubstantive). Wenn wir jetzt definit und indefinit miteinander vergleichen, so ist der definite Gebrauch der markierte: *die Bücher* vs. *Bücher*. Dann erscheint es auch logisch – wenn es einen Grund gibt, zwei Adjektivflexionen für den Plural zu haben –, dass der indefinite der unmarkierte ist. (Funktional ist das natürlich auch die Möglichkeit, den Dativ vom Nominativ/Akkusativ zu unterscheiden, denn das gilt auch für Feminina und die haben mit ihrem häufigen en-Plural ansonsten keine Möglichkeit, den Dativ kenntlich zu machen.) Der Genitiv wird dann wieder gut gekennzeichnet im Plural – was auch interessant ist, da er ja an den Substantiven selbst nie gekennzeichnet wird.

Rolf – Du siehst, ich werfe wieder alle Fragen auf, die wir uns sowieso schon stellen. Und ich bin sicher, dass Du ganz viele Antworten hast. Aber wie man die gemischte Adjektivflexion in der Struktur auflöst, ist meines Erachtens noch nicht geklärt. Die Attraktion an meiner Lösung ist, dass wir keine neue Kategorie annehmen müssen.

Dass man hier auch noch mal neu über die Begriffe bei der Adjektivflexion nachdenkt, ist dann auch nicht sooo überraschend. Möglicherweise ist es sogar sinnvoll, hier in der Syntax anders zu agieren als in der Morphologie. Denn gerade die starke Flexion unterscheidet sich ja im Singular und Plural: Während der Singular bei Stoffsubstantiven verlangt wird, wird der Plural ja bei allen artikellosen Formen verlangt, es ist die indefinite Flexion. Also wir werfen das in ein Paradigma, aber die Formen verhalten sich eigentlich nicht klassisch paradigmatisch.

3. Prädikatsnomen und Valenz

Das Adjektiv als Prädikatsnomen bzw. die Valenz des Adjektivs: Wann hat das Adjektiv welche Valenz und wann hat sie die nicht?

Nach Niklas Schreiber: Möglicherweise bildet das Adjektiv seine Valenz auch konstruktionsabhängig aus. „Als Prädikatsnomen regiert es, laut Eisenberg, auf einmal einen Nominativ, den es attributiv nicht haben kann. Ähnlich bei *dass*-Sätzen und *zu*-Infinitiven. Mal kann das Adjektiv seine Valenz zeigen, mal eher nicht. Hier mal ein paar Beispiele:

Eisenberg gelesen zu haben ist gut
Es ist gut, Eisenberg gelesen zu haben
Er findet (es) gut, Eisenberg zu lesen
**das gut, Eisenberg zu lesen, Finden*
**das gut Finden/ Gutfinden, Eisenberg zu lesen*
das gut Finden/Gutfinden von etwas“

4. Interpunktion

Ich mach am Schluss von meinen Syntaxkursen immer eine Sitzung zum Komma in der festen Überzeugung, dass die Studierenden dann super vorbereitet sind, um das Komma zu verstehen. Vermutlich haben wir keinen Platz für ein komplettes Kapitel über die Interpunktion, aber ich bin fest davon überzeugt, dass das Komma auch das Interpunktionszeichen ist, das wesentlich syntaktisch geregelt ist; man könnte es also in diesem Sinne vertreten. Aber ist schon richtig, es passt so nicht in den Grundriss, also als Grundriss der Interpunktionslehre. Niklas Schreiber hat das in seiner Dissertation angefangen zu entwickeln, ab Seite 22 (die ganze Dissertation fragt sich allerdings, wie Interpunktion in einer Oberflächengrammatik unterzubringen ist bzw. wie sie überhaupt fehlen kann, wenn man das mal zuende denkt ☺).

5. Eine ganze Kleinigkeit

Seite 51: f. (eine totale Kleinigkeit, nur ein Wort aus dem Beispiel streichen) *ein neuer Vorschlag* (statt *ein ganz neuer Vorschlag*), dieser Fall, der ja wie wir wissen komplex ist, macht an dieser Stelle die Sache unnötig schwer – es gibt nämlich ansonsten in der Liste gar kein einfaches adjektivisches Attribut

6. Der Positionsbezug

Er bleibt ja bei Peter relativ vage (schreibt er selbst). Niklas Schreiber hat sich ja in seiner Dissertation mit der Erfassung der Interpunktion in der Oberflächensyntax beschäftigt (2020, 30ff.). Er sieht den Positionsbezug als grundlegende Reihenfolgedimension, also auch innerhalb der Nominalgruppe – und das könnte dann eben auch für die Adjektivflexion wieder interessant sein, aber auch für vieles andere.

Das Wort

7. Basisposition 4

Für die Graphematik würde ich bereits in der Phonologie die phonologische Basisposition 4 einführen, nämlich ‚Intersyllabisch nach ungespanntem Vokal‘ und das ist dann die Silbengelenkposition. Ich finde, es schreit danach.

Was man auch machen könnte, wäre die fünf Typen von Zweisilbern einzuführen:

1. *le-ben*, 2. *hal-ten*, 3. *ren-nen*, 4. *Ru-he*, 5. *deh-nen*. Allerdings muss man hier genau überlegen, wie man sie nennt – auch durchzählen könnte zu Verwechslungen führen. (Also die Zählung kollidiert mit der der Basispositionen. Hier ist das ganz klar an die Didaktik angelehnt. Aber es wäre auch denkbar, das in die Aufgaben zu packen.)

8. Eine weitere Flexionsklasse bei den Substantiven

Du würdest sicherlich gerne den Plural *Stuhl* – *Stühle* einführen, also Schwa & Umlaut.

9. Wortbildung – wird nicht genug wahrgenommen

Bei der Wortbildung hader ich – sie ist einerseits prima, andererseits so dicht, dass sie kaum jemand liest. Jedenfalls hör ich das hin und wieder. ...

So, lieber Rolf, Du siehst, ich sehe, dass es einiges zu tun gibt. Ich hoffe sehr, dass wir das zusammen angehen und dass Du am Ball bleibst.

Alles Gute für die Nach-Uni-Zeit und aus meiner Sicht heißt es: An die Arbeit!

Nanna

Grammatik und Osnabrück

von Helmut Glück

Was verbindet mich mit Rolf Schöneich, den ich als Rolf Thieroff kennen- und schätzengelernet habe? Das sind zwei Dinge: die deutsche Grammatik und Osnabrück.

Dass sich zwei Linguistiker wegen einer gemeinsamen Liebe, der zur Grammatik nämlich, näherkommen, ist wenig verwunderlich. Rolf ist mir bekannt seit den Zeiten, als er bei Peter Eisenberg an der FU Berlin das Handwerk lernte und sein Gesellenstück über das finite Verb im Deutschen ablieferte. Wir sind uns dann immer wieder begegnet, z.B. auf dem großen Germanistenkongress in Wien im Jahr 2000, wo wir einen schönen Abend beim Heurigen in Grinzing verbrachten und uns über Grammatik, aber auch, je später es wurde, über fachfremde Dinge austauschten. Rolf bleibt seinem Handwerk treu, der Morphologie, namentlich des Verbs, ich habe mich eher mit anderen Dingen befasst, etwa der linguistischen Lexikographie, wo ich ihn gern und immer wieder als Autorität zitieren konnte.

Zwei andere Begegnungen fanden in Bamberg statt. Die eine beim Jahreskongress der DGfS an meiner Universität, an der wir kaum mehr als Floskeln austauschen konnten, weil so viele andere Leute kommunikativ bedient werden mussten, die andere bei der Ehrenpromotion von Peter Eisenberg, Rolfs Lehrer. Die Festveranstaltung verlief festlich, wie sich das gehört, mit Präsidenten und Dekanen und Professoren in gedeckter Kleidung, das abendliche Zusammensein in einem fränkischen Wirtshaus-Nebenzimmer am Bamberger Katzenberg dann weniger. Rolf saß mit Hartmut Haberland zusammen, ich mit Peter ihnen gegenüber, und es wurde ein fröhlicher Abend, an dem die Wissenschaft eine immer geringere Rolle spielte, je später es wurde.

Zur Festschrift, die mir zu meinem 60. Geburtstag verehrt wurde, blieb Rolf zwar bei seinem Thema, der Morphologie, wechselte aber den Gegenstand und machte sich ans Substantiv: „Über den Pluralumlaut beim Substantiv“.¹ Das hat mich gefreut. Und nun bekommt er selber eine Festschrift, die nicht so heißen soll. Indirekt hatten wir immer wieder miteinander zu tun, als die 4. und die 5. Auflage von Peter Eisenbergs „Grundriss der deutschen Grammatik“ entstanden, deren zweiten Band Rolf ja seither mitbetreut. Da das die wichtigste und mit Abstand beste Grammatik des heutigen Deutsch ist, wird da in Zukunft einiges auf ihn zukommen.

Und was ist mit Osnabrück? In dieser Stadt und ihrer Universität haben wir beide zum Wohle unseres Faches gewirkt und Generationen von osnabrückischen,

¹ In: Eins, Wieland & Schmoe, Friederike (Hg.): Wie wir sprechen und schreiben. Festschrift für Helmut Glück zum 60. Geburtstag. Wiesbaden: Harrassowitz 2009, S. 29-43.

tecklenburgischen und emsländischen Jugendlichen die Grundlagen sprachwissenschaftlichen Denkens beizubringen versucht. Allerdings zu verschiedenen Zeiten und in verschiedene Funktionen: ich als Wissenschaftlicher Assistent und später als Hochschulassistent, er als Professor; ich zwischen 1975 und 1985, er ab 2003. Wir waren also nicht zur selben Zeit am Fachbereich 7 tätig. Es gibt Kollegen, die wir beide kennen, weil sie 1985 schon und 2003 noch da waren, z. B. Klaus Garber oder Wolf Thümmel oder der unüberhörbare Tilmann Westfalen, und es gibt noch viel mehr Kollegen, auf die das nicht zutrifft. Von denen, die 1985 noch nicht da waren, kenne ich nicht viele; Ausnahmen sind Renate Musan und Hans-Joachim Solms. Von denen, die 2003 nicht mehr da waren, wird Rolf nicht mehr viele kennen, etwa Siegfried Kanngießner oder Helga Andresen, die ich beide sehr geschätzt habe. Sie haben in den Anfangsjahren der Universität die germanistische Sprachwissenschaft geprägt, Utz Maas und Wolf König, der später in der Türkei verschwand, sicherlich auch.

Eine bald 50 Jahre alte Osnabrügensie sind die OBST-Hefte, die Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie. Helga Andresen und ich haben sie 1976 ins Leben gerufen, Siegfried Kanngießner hat ihnen im Vorwort zum ersten Heft in seiner Funktion als Dekan „Erfolg bei den Lesern“ gewünscht. Den hatten sie offenbar, denn es gibt sie bis heute. Mit OBST hatte Rolf meines Wissens nichts mehr zu tun; die Redaktion ist bereits in den 1980er Jahren aus Osnabrück abgewandert.

Die Universität Osnabrück war in den 1970er Jahren eine vibrierende Reformhochschule, die von Peter von Oertzen, dem damaligen Minister von der SPD, auf einen strammen Fortschrittskurs getrimmt worden war; ihre Vergangenheit als Pädagogische Hochschule lag damals noch nicht lange zurück, und das war ihr anzumerken. Meine Tätigkeit war bis zum Anfang der 80er Jahre von der „einphasigen Lehrerausbildung“ geprägt, einem bildungspolitischen Experiment, das gründlich schiefging. Die Idee dahinter war, das Referendariat für die Lehrämter mehr oder weniger abzuschaffen und die Studienseminare nicht ganz, aber doch ziemlich entbehrlich zu machen. Für die Prüfungsberechtigten an den Universitäten, zu denen auch die Assistenten gehörten, bedeutete die „einphasigen Lehrerausbildung“, dass jeder Student, dem man als Betreuer zugewiesen war, einmal im Monat an seiner Schule aufgesucht und „betreut“ werden musste. Da die Studenten in dieser zweiten Studienphase auf Schulen im ganzen weitläufigen Regierungsbezirk verteilt waren, waren das für die „Betreuer“ häufig Tagesausflüge. Ich habe in dieser Zeit das Emsland bis kurz vor Ostfriesland kennengelernt und mir dafür extra einen alten Opel Kapitän angeschafft. Ich vermute, dass Rolf froh ist, mit dieser „Reform“ nichts mehr zu tun gehabt zu haben; sie wurde von der Regierung Albrecht ohne viel Federlesens kassiert. Doch das ist graue Vergangenheit.

Wir müssen aber in die Zukunft schauen. Für die Zeiten *procul officii*, die nun auf Rolf zukommen, wünsche ich ihm Gelassenheit, Heiterkeit, gute Gesundheit und eine gelegentliche Begegnung mit mir – in Niedersachsen oder im Frankenland.

Kleine Elegie der Parkplatz-Weisheiten

von *Harald Haferland*

Fast immer, wenn ich Rolf nach etwas frage,
weiß er die Antwort, und wenn ich dann sage
„Das muss doch, Rolf, noch etwas anders sein“,
behält er meistens recht, ich seh' es dann auch ein.

Oft sind und waren wir dabei heimlich am Rauchen.
Mein Körper und der seine können das nicht brauchen!
Wir sollten's lassen, doch es gelang uns nicht.
Wir hatten's nötig, dazu nun mein bekümmertes Bericht:

Wir standen je zum Parkplatz hin vor einer Tür,
so war das jedenfalls ganz oft, und ließen hier
Kollegen gerne immer rein und raus passieren.
Die hatten's eilig und bei uns nichts zu verlieren.

Sie hielten uns für Deppen, obwohl wir ohne Übertreibung
die Klügsten sind und dazu immer bester Meinung
über die anderen, die jeweils angelaufen kamen
und keinerlei Notiz von uns dort nahmen.

Wir können Menschen aber so gut durchanalysieren
als wären es nur Kasusformen, und von den vieren
je ein falscher Kasus, dem seine Form wir glatt wie eine Nuss
zu knacken wissen und zu bestimmen bis zum Schluss.

Nun muss man dazu allerdings auch sagen,
wir sind auch selber Pfeifen, wenn wir uns klar zu machen wagen,
dass Trudel, Yves und Rolf zehn Jahre Zeit verträdelten,
um einen Antrag zu erstellen, den sie dann prompt verdödelten.

Ich muss auch vor mir selber oft gestehen,
in Fragen der Grammatik nicht ganz klar zu sehen.
Dann kann ich nur bei Rolf als letzter Rettung fragen,
wie es sich denn verhält. Er muss mir dann die Wahrheit sagen.

Ich schreibe grade einen Aufsatz, der zu Reimen geht.
Ich will den Stabreim so erklären, dass man's auch versteht.
Präfixe (wie ,ge-') sind von den Stämmen abzutrennen, denn sie sind unbetont,
Der Stabreim legt sich nur auf Stämme, damit sich das Betonen lohnt.

Nun gibt es aber einige in meinen Augen ungeklärte Fälle,
es macht mich unglücklich, dass ich's nicht auf die Schnelle
mir zu erklären weiß, warum es nicht – Akzent auf ,glück-' – unglücklich heißt.
vermutlich sind hier ,un-' und ,glück-' speziell verschweift.

Bei Jakob Grimm steht schon¹, es ,käme' bei bestimmten Wörtern ,vor',
dass ,vor' wie hier für sich auch stehen kann, damit es klingt im Ohr,
als sollte es – in ,vorkommen' – für sich allein Bedeutung tragen.
Das ist bei andren Präfixen so aber nicht zu haben.

Nun bin ich also deshalb unglücklich, weil sich das Präfix ,un-'
hier nicht genau wie ,ge-' und andre Beispiele darum herum
vom Wortstamm sauber trennen lässt, und dennoch ist es hier betont.
Das scheint nach Grimms Erklärung doch etwas ungewohnt.

Ein anderes Problem will ich hier noch ansprechen,
das nichts zu tun hat mit Betonung und dem Reime-Brechen:
Es geht um metaphorische und recht geschraubte Formulierungen,
die oft den Genitiv gebrauchen für sehr ausgefallene Verzierungen.

Den „Tempel des Herzens“ [*templum cordis*] muss man so verstehen,
dass hier das Herz ein Tempel IST, man kann es andersrum nicht drehen.
Nun ist Dein Herz, Rolf, leider nur so WIE und nicht direkt ein Tempel,
trotzdem sind Heiligtümer drin und nicht nur bloßer Krempel.

Es liegt jedoch in meinem Beispiel die Behauptung einer Gleichheit vor,
wir haben deshalb statt der Besitzeanzeige eine Gleichsetzung im Ohr,
die gibt es aber leider nur mit einem andren Kasus:
dem Nominativ nämlich, Gleichsetzungen sind für ihn Usus.

Was sagst Du dazu, Rolf, wie löst man nun auch dies Problem?
Wir haben einen Genitiv, den es nicht gibt, das ist nicht angenehm.

¹ Jakob Grimm: Deutsche Grammatik. Zweiter Theil. Neuer vermehrter Abdruck. Besorgt durch Wilhelm Scherer. Gütersloh 1877, S. 786–901.

Für das Latein hat man den Genitiv *identitatis* schon entdeckt²;
vielleicht gibt's ihn im Deutschen auch – er hat sich bisher nur versteckt.

Es ist ja nicht ein Jubiläum, das Du, Rolf, nun ertragen musst.
Es ist die zukünftige Freiheit, die Du nur sehr bewusst
auf Dich einwirken lassen müsstest, damit die Ruhe und ihr Wert
sich nicht so wie bei mir in Unruhe verkehrt.

² Leumann-Hofmann-Szantyr: Lateinische Grammatik. Zweiter Band, d. i. Lateinische Syntax und Stilistik von J. B. Hofmann. Neubearbeitet von Anton Szantyr. München 1965, S. 63: „Im Spätlatein häufig ist der Gen. inhaerentiae (*identitatis*, auch der synonyme Gen. genannt [...]“.

Für Rolf

von *Elisabeth Löbel*

Von Köln nach Osnabrück,
und mit dem Zug auch wieder zurück,
so manche deutsche Distribution
über Vorgangspassiv und Deklination,
über irgendwas, etwas und Tempus, Aspekt
wurde diskutiert mit linguistischem Intellekt.
Ob Substantive unflektiert, ob inhärent die Verbkategorien,
nichts konnte vor Rolfs Mündlichkeit entfliehen.
Über Tempus, Modus und Distanz
wurde areal problematisiert gar und ganz.
Zweifelsfälle, schwache Maskulina
waren auch ein wohl flektiertes Thema.

Gerne denke ich an die Zeit zurück
im Zug mit Dir von Köln nach Osnabrück.

Anekdotisch Vermischtes zu Schreibung und Realisierung von [s] und [z] im Deutschen¹

von Trudel Meisenburg

/s/ und /z/ gelten als zwei Phoneme des Deutschen, auch wenn ihre Distribution stark eingeschränkt ist: Kontrastieren können sie nur intervokalisch und dort auch nur nach langen Vokalen oder Diphthongen, z.B.



B[u:z]en

vs.



B[u:s]en

(ein Beispiel, das meine Studierenden gefunden haben!)

W[aɪz]e

vs.

W[aɪs]e

und einige mehr. In allen anderen intervokalischen Konstellationen geht ein Austausch von [s] durch [z] mit einer Längung und/oder größeren Spannung des Vokals (bzw. einem Wechsel zwischen scharf und sanft geschnittener Silbe) einher (und umgekehrt), z.B.

R[ɔs]e

vs.

R[o:.z]e

R[ɪs]e

vs.

R[i:.z]e

In der Coda, gleich ob wortintern oder am Wortende, greift auch für stimmhaftes /z/ die sog. Auslautverhärtung oder Entstimmung, weshalb zum Plural *Lo[z]e* der Singular *Lo[s]* gehört, zum Substantiv *Ro[z]e* der Diminutiv *Rö[s.]lein* etc. Am Wortanfang schließlich kennt das Standarddeutsche nur die stimmhafte Variante, z.B. *[z]ahne*.

Die Schreibung ist ziemlich klar geregelt: Nach Langvokal oder Diphthong steht für /z/ der einfache Buchstabe <s>, für /s/ das typisch deutsche Schriftzeichen <ß>, also

¹ Der folgende Text ist einfach eine Aneinanderreihung von Beobachtungen und Überlegungen verschiedenster Art zu bestimmten Phänomenen von Aussprache und Schreibung im Deutschen. Ziel ist in erster Linie ein gewisser Unterhaltungswert, vor allem für das Adressaty Rolf, und es gibt keinen Anspruch auf Wissenschaftlichkeit – zumal ich mich ja als Romanist auf “fremdem” Terrain bewege ;-) Eingefügte Bildchen sind zum Teil selbst fotografiert, zum anderen aus dem Internet zusammengeklaut und -gestückelt, und ich hoffe, daß deswegen keine strafrechtliche Verfolgung einsetzen wird... Für allseits bekanntes Grundlagenwissen werden keine Quellen angegeben. Und statt zu gendern, praktiziere ich das “Entgendern nach Phettberg” (vgl.

<https://www.bpb.de/shop/zeitschriften/apuz/geschlechtergerechte-sprache-2022/346085/entgendern-nach-phettberg/> .

Busen vs. *Buß*
Waise oder *Weise* vs. *Weiß*e etc.

Nach kurzem bzw. ungespanntem Vokal (in scharf geschnittener Silbe) wird dagegen <ss> geschrieben, also

Rosse vs. *Rose*
Risse vs. *Riese*

Wenn keine Stammkonstanz mit <ß> oder <ss> zu wahren ist, steht in der Coda, egal ob komplex oder einfach, der einfache <s>-Buchstabe, also

Trost (vs. *büßt*, wegen *büßen*)
Last (vs. *lasst*, wegen *lassen*)
bis (vs. *biss*, wegen *bissen*)

Die in der deutschen Rechtschreibung lange übliche Neutralisierung von <-ss-> zu <-ß> am Wort- oder Silbenende ist mit der letzten Orthographiereform abgeschafft worden. Statt Pl. *Flüsse*, Sg. *Fluß*, Pl. *Füße*, Sg. *Fuß* heißt es jetzt – lautgerechter und systematischer im Sinne der Stammkonstanz – Pl. *Flüsse*, Sg. *Fluss*; Pl. *Bisse*, Sg. *Biss*, da hier jeweils ungespannte Vokale vorliegen. Auf diese Weise entfällt allerdings die eher lesyfreundliche, weil durch die Oberlänge des <ß> gut sichtbare Silbenendmarkierung wie etwa in *Nuß*ecke oder *Fluß*säure, die aufgrund des kurzen [ʊ] zur weniger übersichtlichen *Nusse*cke bzw. *Fluss*säure geworden sind.²

Arm dran – oder aber besonders glücklich, je nachdem wie man das sieht – sind in dieser Hinsicht die Schweizys, die das <ß> gnadenlos zugunsten von <ss> abgeschafft haben und sich auf diese Weise von der übrigen Gemeinschaft der Deutschsprachigen – oder besser -schreibenden – absetzen. (Man braucht halt immer auch was ganz Eigenes ☺) Die schönste Schlagzeile, die mir in diesem Zusammenhang, ich glaube, es war 2019, vielleicht auch schon früher, in Zürich begegnet ist, lautete:



“Hat in der Schweiz ausgedient:
 das Buckel-S”

Foto: Stine Wetzell

² Daß dieser Teil der Reform auch für den keiner Stammkonstanz verdächtigen Komplementierer (oder Subjunkt) *daß* gilt, der seitdem offiziell als *dass* zu erscheinen hat, ist der Hauptgrund dafür, daß ich es vorziehe, weiterhin – wie auch hier – nach alter Orthographie zu schreiben. *Daß* mit <ß> ist beim Lesen sehr viel besser zu erfassen, und ich halte es für angebracht, aus solchen Gründen für bestimmte grammatische Morpheme Sonderregeln gelten zu lassen. Aber mein Insistieren ist sicher vergebliche Liebesmüh. Ich vermute vielmehr, daß die trotz Homophonie beibehaltene graphische Unterscheidung zwischen Artikel bzw. Pronomen auf der einen und Komplementierer auf der anderen Seite in Zukunft eher komplett entfallen wird. Ihre Verwechslung gehört meiner Einschätzung nach heute zu den häufigsten Fehlern in deutschsprachigen Texten.

Riesenbusse für Schweizer Banken

Da fragt man sich als Bundesdeutscher natürlich erst einmal, wofür Schweizer Banken Riesenbusse brauchen,



???

bevor man darauf kommt, daß ihnen eine Riesenbusse (mit langem, gespanntem [u:]) verpaßt wurde:



!!!

Zu solchen Mißverständnissen kann es kommen, wenn man das <ß> einfach in den Müll wirft, wie es in der Schweiz geschehen ist (s. Bild oben).³

Aber auch wenn man kein <ß> mehr zur Verfügung hat, ist es nicht immer leicht zu entscheiden, ob nun <ss> oder <s> für [s] am Wortende zu erscheinen hat. Wie schreibt man denn nun die Bezeichnung für die Teilstückchen des Getreidekorns mit einer Größe von 0,3 bis 1 mm? Einen Plural gibt es hier nicht (wenn wir vom Sortenplural mal absehen), und die Genitivflexion hat ja generell weitgehend ausgedient.⁴ (☹) Doch, doch: wenn wir eine Genitivendung gebrauchen wollen, dann heißt es *des Griesses* (bzw. *des Griesses* in der Schweiz) und folglich auch *Griess* (bzw. *Griess*), und das hat mit dem *griesen Griesgram* nichts zu tun.

³ Bild und weitere Infos zur “Geschichte des verlorenen Buchstabens” finden sich im gleichnamigen Artikel von Stine Wetzel auf der *Deutschen Seite* (Von Deutschen für Deutsche, die in Zürich leben). Ein Datum für diese Seite konnte ich leider nicht ausfindig machen (es gibt sie seit 2010), doch ist der Artikel zur Zeit unter https://www.ds.uzh.ch/_files/uploads/presse/26.pdf einzusehen. Darin wird u.a. unser alter Kollege Peter Gallmann zitiert, nach dem die Aussparung von <ß> im Schweizerdeutschen Lautsystem begründet liege – ein Aspekt, dem ich hier nicht weiter nachgehen will. Dafür lieber noch ein schönes schweizerisches Verwirrbeispiel aus dem Artikel: “Trinken in Massen, so ihre Devise”.

⁴ So ist es zumindest in Berlin bei den Abgeordneten quer durch die Parteien üblich geworden, sich als “Mitglied des Abgeordnetenhaus” zu präsentieren – mit einem endungslosen Genitiv also (☹).

Ist es schon bei nicht so häufigen (oder nicht so häufig flektierten) deutschen Wörtern schwierig, die richtige Schreibung für Coda-[s] zu ermitteln, so gilt das erst recht für Fremdwörter. So müsste der Singular der *Riesenbusse* für die Schweizer Banken natürlich *Riesenbuss* (oder nach alter Orthographie *Riesenbuß*) geschrieben werden, doch hier ist das lateinische Etymon OMNIBUS ‘für alle’ vor, von dem sich die alte Dativ-/Ablativendung als neues Substantiv gehalten hat. Ähnlich geht es den *Ibissen* (Sg. *Ibis* < lat. IBIS < griech. ἼΒΙΣ < ägypt.  HIB) im Unterschied zu den *Imbissen* (Sg. *Imbiss* bzw. alt *Imbiß*), den *Krokussen* (Sg. *Krokus* < lat. CROCUS < griech. κρόκος) im Unterschied zu den *Küssen* (Sg. *Kuss* bzw. *Kuß*), den *Iltissen* (Sg. *Iltis*), obwohl die Herkunft hier laut *Duden* ungeklärt ist (mittelhochdeutsch *iltis*, althochdeutsch *illi(n)tiso*), und vermutlich vielen anderen mehr. Für die zahlreichen deutschen Substantive, die mit dem Suffix [nis] enden, gelten dessen Schreibungen *-niß* oder *-niss* heute als nicht mehr gültig – obwohl wir im Plural hier durchgängig *-nisse* haben; man denke an *Erlebnisse*, *Geheimnisse*, *Kenntnisse* usw. Die graphische Endung des Singulars läßt sich wohl mit vereinfachter Suffixschreibung begründen; das ist in der germanistischen Linguistik bestimmt alles bestens erforscht und dokumentiert 😊.

Noch komplizierter kann es bei bestimmten Ortsnamen auf [s] und ihren Ableitungen kommen. Paradebeispiel soll hier die Stadt *Cottbus* sein, niedersorbisch *Chóšebuz* [ˈxɔɛbus], bei deren Namen es sich nach [wiktionary.org](https://de.wiktionary.org/wiki/Cottbuser) um eine Ableitung zum Personennamen *Chóšebud* handle, wodurch sich die ursprüngliche Bedeutung ‘(Rittersitz des) wachsamem Helden’ ergebe. Interessanter für unsere Fragestellung sind die heutigen Ableitungen des Ortsnamens. So hat vor nicht allzu langer Zeit das folgende Event in der brandenburgischen Stadt stattgefunden:

COTTBUSER WALZERNACHT

07. JULI 2023 • ALTMARKT • THEATER / TANZ / KABARETT, GROSSVERANSTALTUNG

und unter dem Link <https://cottbuser-ostsee.de/> findet man

Alle Informationen zur Entwicklung
des Cottbuser Ostsees

Zur Aussprache der Ableitung wird generell [ˈkɔtbʊsɐ] – also mit stimmlosem Frikativ – angegeben,⁵ so daß sich hier die graphische Stammkonstanz mit der Aussprache beißt. Der *Duden* führt jedoch als weitere Schreibung auch *Cottbusser* an, und so gibt es denn auch den *Cottbusser Klaren* (für nur 28 € die Flasche) und den

Cottbuser Rudersportverein e.V.

⁵ So unter <https://de.wiktionary.org/wiki/Cottbuser> und <https://dad.sprechwiss.uni-halle.de/dokuwiki/doku.php/de/C/Cottbuser>.

In Berlin ist man mit der Eindeutschung der Ableitung noch einen Schritt weitergegangen: Der Platz, nahe dem ehemaligen Berliner Stadttor, das in Richtung Cottbus führte, heißt hier seit 1930 Kottbusser Tor.⁶



Doch wenden wir uns nach all der Coda nun dem Anlaut zu. Wie schon gesagt, ist im Standarddeutschen hier nur die stimmhafte Variante vertreten. Daß ich *Standarddeutsch* hervorhebe, läßt schon ahnen, daß das nicht in allen Varietäten des Deutschen so ist. “Das Süddeutsche kennt im allgemeinen nur /s/”, heißt es dazu ganz lapidar und gar nicht mal auf den Anlaut beschränkt in Klaus Kohlers *Einführung in die Phonetik des Deutschen*.⁷ Auch in anderen gängigen Werken zur deutschen Aussprache findet man nichts Genaueres, da diese sich in der Regel auf die Standardsprache beschränken. Lange habe ich das Internet nach der Isoglosse zwischen [z] und [s] im Anlaut durchforstet, bis ich mich schließlich hilfeschend an unsere Germanistik-Kollegin Damaris Nübling von der Universität Mainz gewandt habe. Die konnte mir schnell weiterhelfen, indem sie mich auf den *Atlas zur Aussprache des deutschen Gebrauchsstandards (AADG)* verwiesen hat.⁸ Für dieses Werk – bzw. für seine Basis, das Korpus *Deutsch heute* – haben insgesamt 670 Oberstufenschülern aus dem deutschsprachigen Raum Wortlisten vorgelesen. In bislang 331 Fällen wurden bestimmte Phänomene dieser Aufnahmen auf Sprachkarten dokumentiert, darunter glücklicherweise auch /z/ im Anlaut, und zwar u.a. mit dem Wort *Sirup*. Die weiter unten folgende Abbildung zeigt die entsprechende Karte aus diesem Atlas (<https://prowiki.ids-mannheim.de/bin/view/AADG/SimAnlaut>). Im Netz werden die Karten ausführlich erklärt und kommentiert, woraus ich kurz zusammenfasse: Jedes Quadrat an den 96 Erhebungsorten gibt in den kleinen Quadraten, in die es aufgeteilt ist, die Artikulation von vier Schülern wieder. Unterschieden werden dabei für <s> im Anlaut drei verschiedene Artikulationen, und zwar [z], also die voll stimmhafte Aussprache (= weißes Quadrat), [z̥], die zwar (teil)entstimmte Variante (= blaugraues Quadrat), die jedoch geringere Dauer/Intensität bzw. Artikulationsspannung aufweist als die letzte, nämlich [s], die völlig stimmlose Artikulation (= blaues Quadrat).⁹

⁶ Unter https://de.wikipedia.org/wiki/Kottbusser_Tor führt Wikipedia weitere sechs Schreibungen auf, die seit dem 18. Jahrhundert für den volkstümlich *Kotti* genannten Platz in Gebrauch waren.

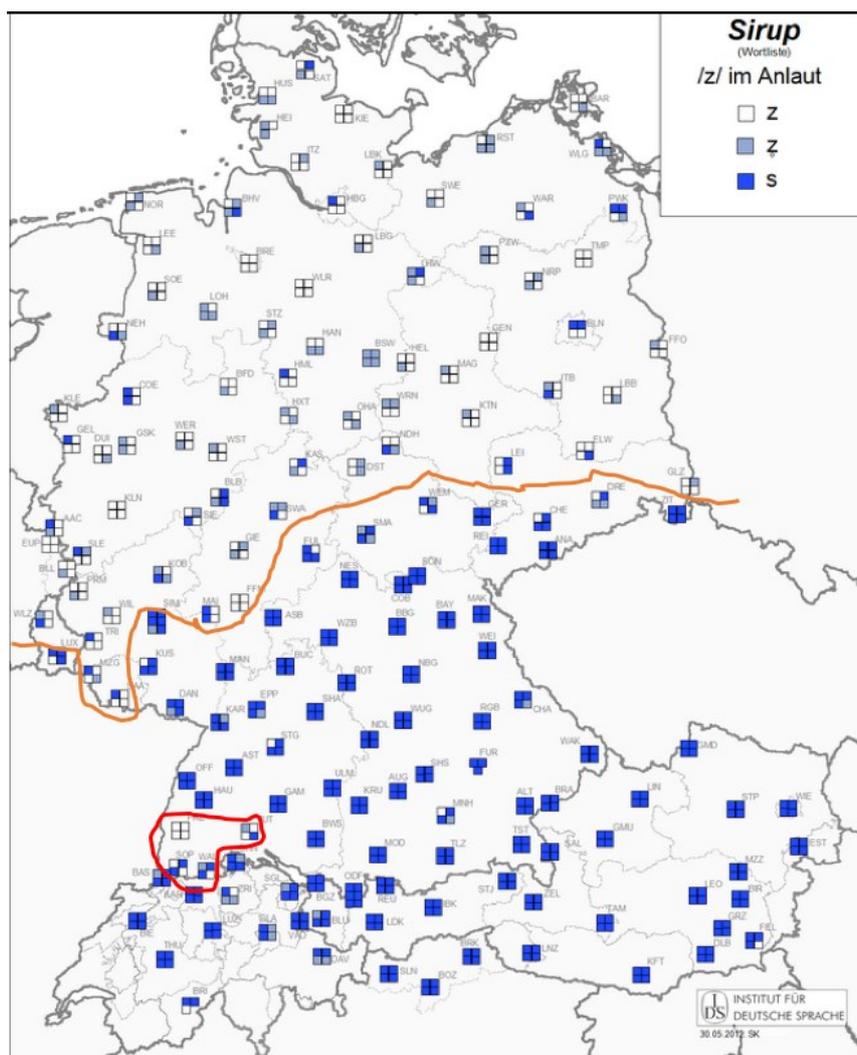
⁷ Berlin: Schmidt, 1995: 160. Die erste Auflage ist bereits 1977 erschienen.

⁸ Dieser beim Institut für Deutsche Sprache angesiedelte Atlas soll folgendermaßen zitiert werden: Kleiner, Stefan (2011ff.), unter Mitarbeit von Ralf Knöbl. <http://prowiki.ids-mannheim.de/bin/view/AADG/>.

⁹ Wie ebenfalls ausgeführt wird, korreliert diese Differenzierung “insgesamt auch überwiegend mit einer Lenis-Fortis-Skala”, worauf ich hier nicht weiter eingehen möchte. Deutlich wird jedoch, daß [±sth] eigentlich kein binäres Merkmal ist, sondern die Übergänge zwischen den Polen – wie durch die Rede von der *Lenis-Fortis-Skala* klar wird – eher fließend sind.

Mit der orangenen Linie habe ich auf der Karte unten in etwa die Isoglosse zwischen den verschiedenen Varianten einzuzeichnen versucht. Es zeigt sich, wie es im Kommentar heißt, “eine ausgeprägte Zweiteilung des deutschen Sprachraums: Die Mitte und der Norden haben fast ausschließlich stimmhafte und entstimmte Lenis-Varianten, ab einer Linie südliches Rheinland-Pfalz bis südliches Sachsen dominieren dagegen stimmlose [s]-Realisierungen, die insbesondere auch in Österreich und der Schweiz gelten.”

Eine Ausnahme fällt allerdings auf, die ich auf der Karte rot umkringelt habe: In den Erhebungspunkten Freiburg (FRE), Tuttlingen (TUT), Schopfheim (SOP) und Waldshut (WAL) überwiegen stimmhafte oder (teil)entstimmte Lenis-Varianten. “Ob man hier die Universitätsstadt Freiburg als Ausgangspunkt ansehen will, sei dahingestellt”, heißt es im Kommentar.



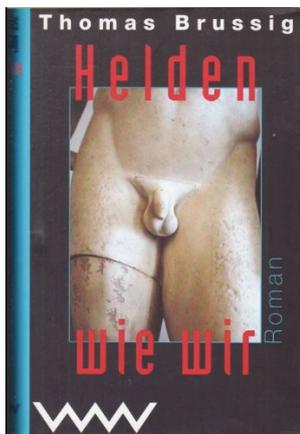
Dem kann ich entgegenhalten, daß ich bei meinen Freundys aus dem Markgräfler Land (etwas südlich von Freiburg), die mit der Universität nichts am Hut haben, des öfteren Schwankungen bei der Anlautrealisierung von <s> festgestellt habe, die mich schon an

der diesbezüglichen Zweiteilung des deutschen Sprachraums haben zweifeln lassen.¹⁰ Diese Dinge müssten natürlich genauer untersucht werden, was ich leider weder hier noch sonstwo leisten kann ☹️.

Bleiben wir also bei den Nordlichtern bzw. dem Standarddeutschen, für das die stimmhafte Artikulation unseres Frikativs im Anlaut ja weitgehend unumstritten zu sein scheint – wenn sich nicht auch hier wieder das leidige Problem der Fremdwörter und ihrer Aussprache stellen würde, dessen kurze Behandlung ich mit dem folgenden Zitat einleiten möchte:

“Und? Findest du sie 6i?”

Das fragt Lucie Uhltscht, die Mutter des Protagonisten in Thomas Brussigs *Helden wie wir*,¹¹ kumpelhaft ihren Sohn Klaus, während sie gemeinsam im DDR-Fernsehen die Darbietungen der Eiskunstläuferin Katarina Witt bei den Olympischen Spielen in Calgary 1988 verfolgen.



Damit ist eigentlich schon alles gesagt bzw. geschrieben. Ein stimmhafter Frikativ im Anlaut von vornehmlich aus dem Englischen stammenden Fremdwörtern, die mit <s> beginnen, ist in den letzten Jahrzehnten zu einem starken gesellschaftlichen Stigma geworden, und selbst im Duden ist die Aussprache [seks] in jüngerer Zeit an die erste Stelle

¹⁰ Damaris Nübling – ebenfalls im Markgräfler Land aufgewachsen – schrieb mir jedoch, daß sie, wenn sie sich nach einem Interview höre, regelmäßig über die Stimmlosigkeit und Fortizität ihrer anlautenden <s-> erschrecke.

¹¹ In dem als “Wenderoman” bekanntgewordenen Buch, das zuerst 1995 bei Volk und Welt erschienen ist, steht das Zitat auf Seite 59. 1996 gab es die erste Bühnenfassung (inszeniert von Peter Dehler), und 1999 hatte die von Sebastian Peters gedrehte Verfilmung des Stoffs Premiere.

gerückt – vor [zɛks], das diesen Platz lange innehatte.¹² Homophonie mit der Ziffer [z]echs galt also als Norm.¹³

Auch zum Wort *Sex* gibt es eine Karte im AADG (<https://prowiki.ids-mannheim.de/bin/view/AADG/SinSex>), die ich hier nicht präsentiere, weil sie fast vollkommen homogen ist. Nur zwei der aufgenommenen Schüllys haben das <S> am Anfang von *Sex* stimmhaft ausgesprochen,¹⁴ alle anderen nutzten stimmloses [s]. Es sieht also so aus, als hätte das Deutsche mit [sɛks] vs. [zɛks] ein neues Minimalpaar; die Opposition scheint sich auch im Anlaut über Fremdwörter durchzusetzen, wie das Kohler (21995: 160) bereits in Erwägung gezogen hatte.¹⁵

Interessant ist in diesem Zusammenhang, daß mit dem Triumph der englischen Aussprache für das Wort *Sex* im Deutschen auch die lange eingebürgerten Ableitungen von lat. SEXUS wie *sexuell*, *Sexualität* u.ä. heutzutage vermehrt mit anlautendem [s-] gesprochen werden. Zwar wissen wir, daß die alten Römys in ihrer phonemarmen Sprache gar keine stimmhaften Frikative besaßen, <s> also immer stimmlos artikulierten, aber dieses Wissen hat bislang auf die deutsche Lateinaussprache¹⁶ und auch auf die Entlehnungen aus dem Lateinischen keinerlei Konsequenzen gehabt. Wer würde schon *Satire*, *Sermon*, *Seminar* oder *simultan* mit anlautendem [s-] sprechen? Der Duden sieht hier – wie auch bei *sexuell* etc. – jeweils [z-] vor, was jedoch heute für die Ableitungen von SEXUS nicht mehr zeitgemäß zu sein scheint 😊.

¹² Für andere verbreitete Anglizismen, die mit <s-> beginnen, z.B. *Song* oder *Sound*, sieht der Duden nur den stimmlosen Anlaut vor: [sɔŋ], [saʊnt]. (Interessant bei letzterem, daß die deutsche Auslautverhärtung dagegen einfach übertragen wird ;-)) Auch für Fremdwörter aus dem Englischen, die mit <ce-> oder <ci-> geschrieben werden, findet sich im Duden die Aussprache [s-] und nicht die im Deutschen an dieser Stelle verbreitete Affrikate [ts], wie wir sie vom [ts]ent oder der Fahrt mit dem *Inter[ts]ity* kennen. Am konsequentesten wurde diese Aussprache mit Affrikate von einem beliebten, aber leider seit 2020 eingestellten Berliner Stadtmagazin gefördert:



¹³ Diese Homophonie wird manchmal noch für Internetadressen genutzt, wie sie beispielsweise in Leuchtschrift über einem Erotikladen in Osnabrück prangt:

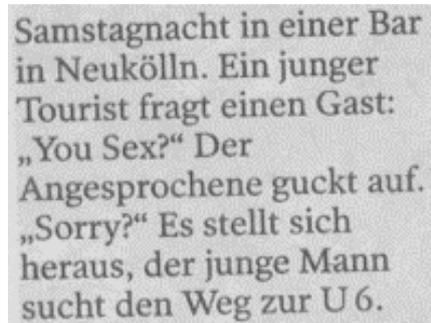


¹⁴ Eins stammt aus Reichenbach im Vogtland, das andere aus München.

¹⁵ Ein großer Vorteil dieser Entwicklung: Fremdsprachenlehrys müssen sich nicht mehr damit herumplagen, ihren Schüllys zu vermitteln, daß initiales <s> im Englischen, Französischen, Spanischen, Italienischen... durchgehend stimmlos artikuliert wird 😊.

¹⁶ Vgl. hierzu etwa die Hörbeispiele zum lateinischen Spruch “Mens sana in corpore sano” ‘ein gesunder Geist in einem gesunden Körper’ unter https://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/c/c8/Demens_sana_in_corpore_sano.ogg und <https://www.dwds.de/wb/mens%20osana%20oin%20ocorpore%20osano>.

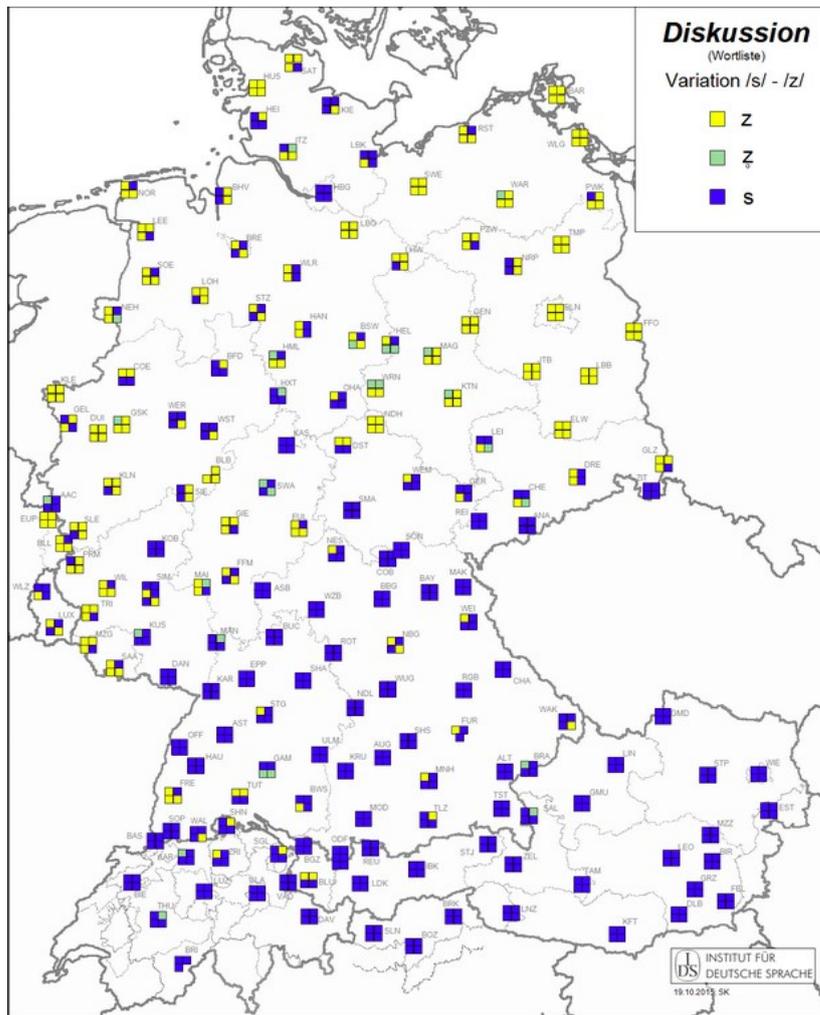
Wie eine inkorrekte (L2-)Aussprache bei unserem neuen Minimalpaar zu Mißverständnissen führen kann, zeigt die kleine Notiz, die am 25.6.17 im *Tagesspiegel* (Berliner Liste) erschienen ist:



Samstagnacht in einer Bar
in Neukölln. Ein junger
Tourist fragt einen Gast:
„You Sex?“ Der
Angesprochene guckt auf.
„Sorry?“ Es stellt sich
heraus, der junge Mann
sucht den Weg zur U 6.

Eigentlich könnte/müßte/sollte – wie auch immer – in diesem Beitrag auch noch behandelt werden, daß, wie, ob und warum im Deutschen <s> vor <t> oder <p> am Wortanfang durchgehend und fast überall als [ʃ] gesprochen wird. Damit täte sich ein weiteres Problemfeld auch für den Umgang mit Lehn- und Fremdwörtern auf, und vom vornehm bis snobistischen [st]il bis zum leicht prolligen (voll) *durchge[ʃt]ylt* ließen sich dabei viele Entdeckungen machen... Auf diese wohl viel Zeit und Raum benötigenden Ausführungen möchte ich jedoch verzichten zugunsten einer weiteren Beobachtung zur Realisierung von <-ss->. Von der hatte ich tatsächlich gedacht, daß sie bislang noch kaum jemandem aufgefallen wäre. Es handelt sich um die Sonorisierung des Frikativs /s/ in intervokalischer Position, wie sie sich vor allem in dem Wort *Diskussion* findet, das meinem Eindruck nach auch von professionellen Rundfunksprechern immer öfter als [disku'zjo:n] ausgesprochen wird.

Doch siehe da! Ich bin bei dieser Beobachtung keineswegs auf einsamem Vorposten; auch dieses Wort ist Teil der Wortliste für das Korpus *Deutsch heute*, und eine Karte *Diskussion* findet sich im AADG (unter <https://prowiki.ids-mannheim.de/bin/view/AADG/DiskussionSs>). Diese weiter unten wiedergegebene Karte, auf der im Unterschied zur *Sirup*-Karte oben die vollstimmhaften Artikulationen in gelb und die nur (teil)entstimmten in grün gekennzeichnet sind, bestätigt meine Beobachtungen: Besonders in Nord- und Mitteldeutschland gibt es zahlreiche Fälle von stimmhafter Aussprache des intervokalischen Frikativs. Ganz anders dagegen ist das beim ähnlich gebauten Wort *Kommission*, das ebenfalls abgefragt wurde (und an gleicher Stelle auf einer Karte präsentiert wird): Hier weisen 98% der Sprechern stimmloses [s] auf. Im Kommentar wird daher vermutet, daß es sich bei der Sonorisierung von /s/ in *Diskussion* um eine Sonderentwicklung dieses recht gebräuchlichen Worts handle, die „als Anlehnung an den häufiger vorkommenden Typus <-sion> mit einfacher <s>-Schreibung in Wörtern wie *Konfusion*, *Division*, *Explosion*, *Infusion* usw. zu erklären ist“. Wie dem auch sei; es zeigt sich, daß bei unseren s-Lauten einiges im Flusse ist.



Abschließend wollte ich eigentlich noch einmal etwas ausführlicher auf unser schönes <ß> eingehen, zu dessen Namen wir ja im Linguistikreis schon einen lebhaften Austausch hatten. Ich erinnere an die Verteilung der Bezeichnungen *Eszett* und *scharfes S* im *Atlas zur deutschen Alltagssprache*, auf die Sophie hingewiesen hat;¹⁷ an Rolfs Vorschlag, vom *immer scharfen S* zu sprechen;¹⁸ an Nathalies *Buckel-s*, das glücklicherweise sowohl im Beitrag von Stine Wetzel (s.o.) als auch unter <https://gfds.de/das-ss/> in dem schönen Artikel von Frauke Rudebusch (Nathalies Entdeckung) Erwähnung findet.¹⁹ Leider weiß ich aber nicht einmal, ob Rolf letztlich den von mehreren Kollegys eingeforderten (Vor-)Weihnachtsbeitrag aus seinen per Mail verschickten Ausführungen zum <ß> gemacht und vorgetragen hat, weil ich zur Linguistik-Weihnachtsfeier nicht

¹⁷ Das Ergebnis ist unter <https://www.atlas-alltagssprache.de/runde-7/f05d/> zu finden.

¹⁸ Das "immer" läßt sich leider nicht halten, denn wenn wir an die *Soße* denken, die für *Korpus Deutsch* in Form von *Rahmsoße* abgefragt wurde (Ergebnisse im AADG auf der Webseite zur Variation von /s/ und /z/, <https://prowiki.ids-mannheim.de/bin/view/AADG/DiskussionSs>), so müssen wir feststellen, daß auch hier – wenn auch nicht so oft wie beim eigentlich ebenfalls immer scharfen <ss> in *Diskussion* – Lenisierung oder voll stimmhafte Aussprache auftritt (in 18% der Fälle bei *Rahmsoße* gegenüber 32% bei *Diskussion*).

¹⁹ Dieser Artikel, der auch die Geschichte des Buchstabens übersichtlich in vereinfachter Form skizziert, ist 2017 in *Der Sprachdienst* 4-5 erschienen.

kommen konnte ☹️). Das ist ein gewichtiger Grund, die geplanten Überlegungen zu diesem Punkt lieber wegzulassen, zumal auch die Zeit nicht ausreicht, denn ich muß dieses Teil endlich abgeben, habe meine Frist schon sehr deutlich überzogen. Alle, die an diesem merkwürdigen und typisch deutschen Schriftzeichen interessiert sind, verweise ich daher auf das Buch mit dem Titel *ß. Ein Buchstabe wird vermisst*, das Frank Müller schon 2008 zu diesem Thema veröffentlicht hat.²⁰

Also keine Ausführungen von mir mehr zum <ß>, dafür aber noch ein bißchen was Anekdotisches zu diesem Buchstaben auf Berliner Straßenschildern. Wie es sich für eine lange geteilte Stadt gehört, gibt oder gab es auch vom <ß> eine West- und eine Ostausführung.²¹ Übriggeblieben ist – wie so oft – nur die des Westens, die jedoch in diesem Fall besonders interessant ist. Auch Yves ist bei seinem ersten Berlinbesuch 2022 aufgefallen, daß sie sehr schön deutlich macht, wieso dieser Buchstabe (auch) den Namen *Eszett* trägt. Zeigen möchte ich die Unterschiede anhand eines Fotos von der Um- bzw. Rückbenennung der Helmut-Just-Straße im Ostteil der Stadt in Behmstraße, die am 1. Februar 1993 stattgefunden hat. Die Behmstraße²² verläuft damit wieder vom Bahnhof Gesundbrunnen im Wedding (ehemaliger Westen) über die Behmstraßenbrücke (Sektorengrenze) bis zur Kreuzung mit der Malmöer Straße in Prenzlauer Berg (ehemaliger Osten).²³



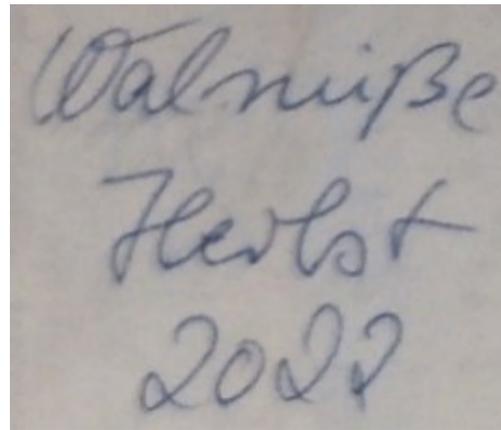
²⁰ Das Buch ist bei Eichborn in Frankfurt am Main erschienen und zählt (mit vielen Abbildungen) 160 Seiten. Ich habe es schon lange bei mir zuhause im Regal stehen, aber ich schwöre, daß ich erst jetzt, nachdem ich dies alles geschrieben habe, hineinschaue – ansonsten hätte ich das ja gleich bleiben lassen können und stünde nun ohne Beitrag da ;-)

²¹ Mehr Information zu den Berliner Straßenschildern findet sich bspw. unter <https://korkmaennchen.de/diverses/berliner-strassenschilder/>.

²² Herr Behm, mit Vornamen Heinrich Wilhelm, 1708-1780, war laut Wikipedia Hofapotheker Friedrichs II. Mitte des 18. Jahrhunderts trieb er aufgrund von vielversprechenden Wasseranalysen einer Quelle an der Panke im Wedding die Errichtung eines Heilbades voran, des Gesundbrunnens, der heute nur noch als Bahnhof und Einkaufszentrum bekannt ist. 1894 erhielt die von Gesundbrunnen nach Osten abgehende Straße Behms Namen.

²³ In den rückbenannten Teil der Straße bin ich 2021 mit meiner Osnabrücker Wohnung umgezogen, weshalb ich der Namensänderung nachgegangen bin. Das Copyright des zerstückelten Fotos von der Ab- und Anmontierung der Straßenschilder liegt bei ddrbildarchiv.de.

Und ganz zum Schluß noch zwei besonders gelungene Fehlschreibungen mit <ß>, die Müller (2008) aufgrund ihrer Aktualität noch nicht berücksichtigen konnte,



sowie mein tränenreicher rein lautlicher und damit orthographisch völlig unproblematischer, aber darum nicht weniger betrübter Abschiedsgruß in dieser Abschiedsschrift:

[ʊnt 'tʃys]

Immer wieder dienstags: Amuse-gueules

von *Nathalie Nicolay*

Lieber Rolf, seit 1996 tauschen wir uns über Gelesenes, Gehörtes, Gefundenes, Gedachtes und Geglaubtes aus, wann immer sich die Gelegenheit ergibt. Ich erinnere mich sehr gut an meine Freude darüber, als Doktorandin in Bonn jemanden kennengelernt zu haben, der für alle möglichen Fachthemen offen war – und so ganz nebenbei entdeckten wir im Gespräch, dass wir einen ähnlichen Humor hatten. Wir haben unglaublich viel zusammen gelacht, und das Motto „Witzischkeit kennt keine Grenzen“ half uns auch über weniger erfreuliche Erkenntnisse (z. B. in Bezug auf den Unibetrieb) hinweg. Nach der coronabedingten Home-Office-Zeit trafen wir uns immer dienstags zwischen den Seminaren in deinem Dienstzimmer zur Kaffeepause, und das Gesprächsfutter ging uns nie aus. Falls du diese Stunden einmal so vermisst, wie ich es jetzt schon tue, findest du hier eine kleine Sammlung von Häppchen, die dir hoffentlich munden. Es sind bunt zusammengewürfelte Fundstücke, nur grob nach Beschreibungsebenen sortiert. Bon appétit!

1. Unvergessen: die Phagophonologie



„Mit vollem Mund spricht man nicht.“ Zum Glück hält sich kaum jemand an diese Benimmregel – sonst hätte Theo Vennemann vielleicht nie „die Theorie der systematischen lautlichen Deformationen intendierter Äußerungen beim Sprechen mit vollem Mund“ begründet. Aber ist die in der Werbeanzeige ange-deutete Aussprache realistisch? Es scheint fast so, denn Vennemann schreibt:

„Man beachte [...], wie bei zunehmendem Füllungsgrad des Mundes zunächst die Vorderzungenkonsonanten (Alveolare), dann auch die Hinterzungenkonsonanten (Velare, Uvulare) durch Lippenlaute (Bilabiale und Labiodentale, zuletzt nur noch Bilabiale) ersetzt werden“ (Vennemann & Jacobs 1982: 20). Nehmen wir einen mittleren Füllungsgrad an – der Großteil des Hamburgers ist ja noch vorhanden –, wären allenfalls der Wechsel von stimmhaftem zu stimmlosem Anlaut bei *super* sowie die Konstanz des Auslautes von *schmeckt* zu bemängeln. Der junge Mann sagt also wahrscheinlich [fmɛkt 'vu:pə] bzw., falls nicht-konforme Silbencodas vorkommen, [fmɛkp 'vu:pə]. Und wenn du's genau wissen willst: „Solche Experimente sind von jedermann leicht durchzuführen“ (ebd.)!

2. Möglichkeiten der substantivischen Pluralbildung im Lëtzebuergeschen

Zum Plural der luxemburgischen Substantive gibt es inzwischen einige lesenswerte Beiträge (z. B. Entringer 2017), so dass ich hier nur einen sehr kompakten Überblick über die Besonderheiten gebe. In Nüblings (2006) Darstellung weist das Lëtzebuergesche 12 Verfahren der Pluralbildung auf, im Gegensatz zu vier fürs Deutsche.

	Morphol. Mittel	Beispiele	Konditionierung	Genus
1	-en + V-Wechsel	<i>Saach – Saachen</i> (,Sache') <i>Kraaft – Kräften</i> (,Kraft')	Immer bei -el, -ant, -ee, -ist, -log u. a.; erste Wahl bei Fremdwörtern	Fem > Mask > Neut
2	-er + V-Wechsel + K-Subtraktion + V-W + K-S	<i>Beräich – Beräicher</i> (,Bereich') <i>Wuert – Wierder</i> (,Wort') <i>Kand – Kanner</i> (,Kind') <i>Band – Bänner</i> (,Band' n.)	Oft bei Ultima-betonung; Diminutiva: -chen > -ercher (<i>Wiertchen – Wierdercher</i>)	Neut > Mask
3	V-Wechsel + K-Wechsel + K-Subtraktion	<i>Numm – Nimm</i> (,Name') <i>Fouss – Féiss</i> (,Fuß') <i>Stad – Stied</i> (f.; ,Stadt') <i>Steen – Steng</i> (,Stein') <i>Hand – Hänn</i> (,Hand')	Oft Einsilber	v. a. Mask (?)
4	Null	<i>Dëppen – Dëppen</i> (,Topf') <i>Ligen – Ligen</i> (f.; ,Lüge') <i>Fësch – Fësch</i> (,Fisch')	Immer bei -en, oft bei -er	Mask, Neut (mit -en auch Fem!)
5	Subtraktion	<i>Frënd – Frënn</i> (,Freund')	(?)	Mask.

Der Autorin zufolge fällt im Vergleich zum Deutschen vor allem der ‚Wildwuchs‘ an Vokalmulierungen auf, von denen es wohl 21 Typen gibt und die nicht auf Mehrsilber beschränkt sind. Trotz der regellos wirkenden Vielfalt der Verfahren ist festzuhalten, dass die schlichte *-en*-Suffigierung bei weitem das häufigste Mittel darstellt und z. B. auch bei Abkürzungen (*CDen*) und Fremdwörtern (*Efforten, Nature morten, Rowdyen; Blackouten* – aber selten auch *Blackouts*) vorkommt. Entringer (2017: 119) zeigt, dass 3,5% der im LOD (Lëtzebuurger Online-Dictionnaire) kodifizierten Substantive Pluralvarianten enthalten, und einiges deutet darauf hin, dass *-en* sich auf Kosten von *-er* und Nullplural weiter ausbreitet.

3. Poesie

... für gute Laune:

Liebesleid

Weil gar zu schön im Glas der Wein geblunken,
hat sich der Hans dick voll getrinkt.

Drauf ist im Zickzack er nach Haus gehunken
und seiner Grete in den Arm gesinkt.

Die aber hat ganz mächtig abgewunken
Und hinter ihm die Türe zugeklunken.

(zugeschrieben Moritz Gottlieb Saphir, 1795-1858)

zwanzig klavierstücke

1) kl 2) la 3) av 4) vi 5) ie 6) er 7) kla 8) lav
9) avi 10) vie 11) ier 12) klav 13) lavi 14) avie
15) vier 16) klavi 17) lavie 18) avier 19) klavie 20) lavier
(Jandl 1968: 69)

... für schlechte Laune:

von einen sprachen

schreiben und reden in einen heruntergekommenen sprachen
sein ein demonstrieren, sein ein es zeigen, wie weit
es gekommen sein mit einen solchen: seinen mistigen
leben er nun nehmen auf den schaufeln von worten
und es demonstrieren als einen den stinkigen haufen
denen es seien. es nicht mehr geben einen beschönigen
nichts mehr verstellungen. oder sein worten, auch stinkigen
auch heruntergekommenen sprachen-worten in jedenen fallen
einen masken vor den wahren gesichten denen zerfressenen
haben den aussatz. das sein ein fragen, einen tötenen.

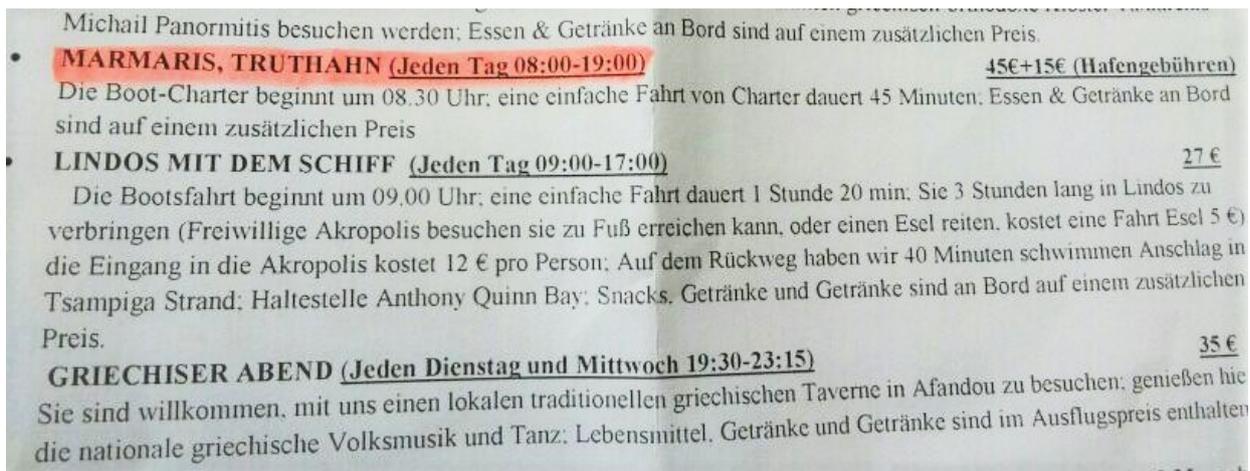
(Jandl 1981: 122)

4. Andere Länder, andere Viecher

„Die Türkei will in der Diplomatie nicht mehr ‚Turkey‘ heißen – sondern ‚Türkiye‘. Dazu hat die Regierung nun verschiedene internationale Organisationen aufgerufen. Grund ist die Zweideutigkeit des englischen Wortes ‚Turkey‘. [...] Der Staatssender TRT schrieb: ‚Geben Sie Turkey in Google ein und Sie erhalten eine verworrene Reihe von Bildern, Artikeln und Wörterbuchdefinitionen, die das Land mit (...) einem in Nordamerika beheimateten großen Vogel in Verbindung bringen.“

(www.tagesschau.de; 31.05.2022)

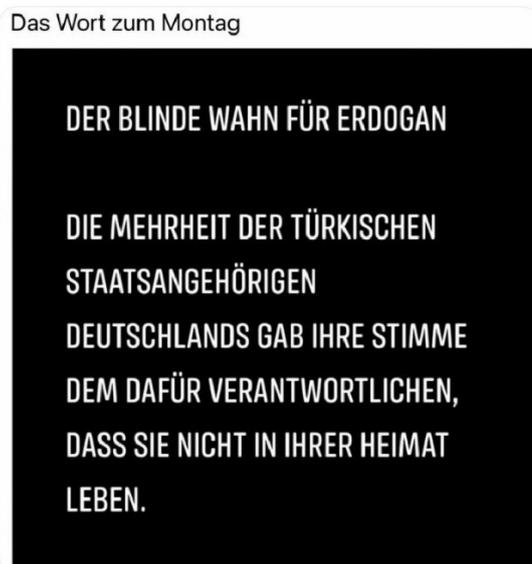
Ob die griechischen Anbieter von Schiffsausflügen die Namensänderung wohl zur Kenntnis genommen haben?



(Abb.: Schiffstouren ab Rhodos, 2016)

5. Noch einmal Erdogan

QUER zu Querdenken — der... · 1 Std. · :
Netzfund



(Abb.: Tweet vom 31.05.2023)

Ich habe eine Minute gebraucht, um den Satz zu verstehen, und noch eine, bis ich erkannt hatte, was schief daran ist. Offensichtlich kann die Präpositionalergänzung eines Adjektivs (und der entsprechenden Substantivierung) nur dann die Form von Korrelat + *dass*-Satz annehmen, wenn das Adjektiv (bzw. die Substantivierung) als Prädikativ auftritt:

- (1) a. Er ist dafür verantwortlich, dass sie nicht in ihrer Heimat leben.
b. Er ist der Verantwortliche dafür, dass sie nicht in ihrer Heimat leben.
- (2) a. ??der dafür, dass sie nicht in ihrer Heimat leben, verantwortliche Präsident
b. *der dafür verantwortliche Präsident, dass sie nicht in ihrer Heimat leben
- (3) ??Die Wähler gaben ihre Stimme dem dafür, dass sie nicht in ihrer Heimat leben, Verantwortlichen.

Stehen Korrelat und *dass*-Satz direkt adjazent vor dem Adjektiv, wie in (2) a., erscheinen mir die Beispiele etwas akzeptabler, aber noch lange nicht gut. Dieselbe Beschränkung gilt übrigens für Korrelat + IGr; vgl.:

- (4) a. Die Schwimmerin ist stolz darauf, teilgenommen zu haben.
b. ??die darauf, teilgenommen zu haben, stolze Schwimmerin
c. *die darauf stolze Schwimmerin, teilgenommen zu haben

Wie (3) zeigt, wo der Valenzträger Kern eines Dativobjekts ist, spielt die Tiefe der Einbettung in der NP („Attribut eines Attributs“) in (2) und (4) b., c. keine Rolle; vielmehr scheinen *dass*-Satz und IGr als Ergänzungen des Adjektivs auf dessen Funktion als Prädikativ beschränkt zu sein. Eine Erklärung dafür habe ich bis jetzt allerdings nicht gefunden; Sommerfeldt & Schreiber (1983: 31f.) stellen zwar auch einen „Einfluß der syntaktischen Verwendung des Adjektivs auf die Aktanten“ fest, begnügen sich davon abgesehen aber mit dem Beispiel **der ältere als sein Freund Junge* – hinzufügen könnte man **der dümmere, als die Polizei erlaubt, Junge*. Offensichtlich betrifft die Beschränkung auf die prädikative Funktion des Valenzträgers (wobei, wie gesagt, das Adjektiv auch substantiviert vorkommen kann) tatsächlich nur Nebensatz (+ Korrelat), IGr und Konjunktionalegruppe – vgl. etwa *der des Wachens müde Rolf, ein uns bekanntes Problem, die mit ihrer Leistung zufriedene Studentin, der dafür zuständige Sachbearbeiter* usw. Aber was haben Nebensatz, IGr und KGr als Adjektivergänzungen gemeinsam? Zwischen der KGr mit *als* oder *wie* und dem (relativen) Adjektiv gibt es eine enge Verbindung, aber genau das gilt für NS und IGr nicht; Sommerfeldt & Schreiber (1983: 26) bezeichnen Infinitivgruppe und Gliedsatz gar als „Ersatzformen“ für die üblichen Ergänzungen und berücksichtigen sie deshalb nicht weiter (s. op. cit.: 36). Vielleicht besteht die Gemeinsamkeit von NS, IGr und KGr ja gerade darin, dass sie so wenig spezifisch für bestimmte Adjektivgruppen sind?

6. Dativ-Possessiv-Attribut

... oder sehen wir hier doch den bedauernswerten Referenten eines Dativus incommodi? Dazu schweigt die Bild-Zeitung.



7. Noch einmal der Dativ

Ich hatte einmal einen Grammatikfehler erwähnt, der in studentischen Hausarbeiten gar nicht so selten vorkommt und vielleicht als „nicht-regierter Dativ nach Konjunktion“ bezeichnet werden könnte; nur hatte ich zu dem Zeitpunkt kein passendes Beispiel parat. Das habe ich inzwischen nachgeholt:

- (1) In Bezug auf gesonderte Duden-Ausgaben und **den** Erfolgen Sicks Publikationen [sic] [...]
- (2) [...] dass Verbosität durch psychosoziale Faktoren wie Einsamkeit, Verlust und damit einhergehendem Bedürfnis nach Selbstbestätigung verursacht wird.
- (3) Durch angeregte Diskussionen und **der** Formulierung und Erörterung von Hypothesen [...]
- (4) Die Eingliederung in vorhandene Wissensstrukturen und das Verleihen einer semantischen Bedeutung für die eigene Lebensrelevanz und ihrer Bedeutung für das eigene Lernen [...]
- (5) [...] wie bspw. durch die Ausrichtung auf die spezifische Lerngruppe und **dem** Anspruch einer hohen kognitiven Förder- und Forderung deutlich wird.
- (6) [...] sind durch Partnerarbeit und **dem** Abgleich mit den jeweiligen Zeichnungen in M5 gegeben.

Fast könnte man meinen, die SchreiberInnen hielten *und* für eine Präposition, die den Dativ regiert. In den (zugegebenermaßen etwas hastig zusammengesuchten) Beispielen ist die Position des Dativs jedenfalls immer gleich: Er befindet sich im letzten

Konjunkt einer mit *und* verbundenen NGr, die ihrerseits Teil einer PrGr ist. Intuitiv würde ich sagen, der Dativ wird hier als Kohäsionsmittel eingesetzt, um die PrGr ‚zusammenzuhalten‘.

8. Das Wort Ruhestand in europäischen Sprachen

Ordne das Wort der passenden Sprache zu! (Vorsicht: Eine Sprachbezeichnung ist zu viel.)

- | | |
|-------------------------------|------------------|
| 1) <i>ritirata</i> | a. Kroatisch |
| 2) <i>starfslok</i> | b. Finnisch |
| 3) <i>erretiroa</i> | c. Slowenisch |
| 4) <i>aposentadoria</i> | d. Lettisch |
| 5) <i>eläke</i> | e. Bulgarisch |
| 6) <i>Бубымня</i> | f. Slowakisch |
| 7) <i>irtirar</i> | g. Estnisch |
| 8) <i>povlačenje</i> | h. Portugiesisch |
| 9) <i>upokojitev</i> | i. Isländisch |
| 10) <i>aiziešana pensijā</i> | j. Korsisch |
| 11) <i>odchod do dôchodku</i> | k. Maltesisch |
| 12) <i>pensionilejäamine</i> | l. Ukrainisch |
| | m. Baskisch |



Auflösung:

1) j.	5) b.	9) c.
2) i.	6) l.	10) d.
3) m.	7) k.	11) f.
4) h.	8) a.	12) g.

9. „Kleine Probleme nicht mißachten“: Keine Pfannkuchen in der Zentralmensa?

Ein Parteisekretär an den 1. Sekretär der SED-Kreisleitung

Leipzig, 23.10.1989

Lieber Walther!

Vielleicht scheint es etwas merkwürdig, in Zeiten so großer Entscheidungen mit kleinen Dingen zu kommen. Aber die Akkumulation kleiner Unzulänglichkeiten hat uns ja schließlich in die Große Situation gebracht. Wir sollten kleine Probleme also nicht mißachten.

Seit dieser Woche gibt es im Kaffee im Hörsaalgebäude keine Pfannkuchen und Spritzkuchen mehr, nur mehr Torten. Die Begründung: Dieses Lokal sei keine Patisserie und dafür seien Pfann- und Spritzkuchen nicht angemessen. Diese Entscheidung von Gen. Krüger geht über die Bedürfnisse aller Kunden hinweg, erregt ungemeinen Unmut. Bei der ohnehin angespannten Situation waren diese Kuchen eine gern genommene Zwischenversorgung, die auch Hunger stillte. Das kann man von ungesunden, gräßlich-cremigen Kuchen nicht sagen.

Es ist doch ziemlich egal, wie das Lokal heißt, entscheidend sollten die Wünsche der Gäste sein. Die wurden von Gen. Krüger wieder einmal mit Füßen getreten. So werden wir kaum weiterkommen. Wir erwarten eine schnelle Revision dieser Entscheidung.

Klaus Richter

Entgegnung Zentralmensa

Leipzig, 6.11.89

An den SED-GO Sekretär der Sektion Physik

Werter Genosse Prof. Dr. Richter!

Ihre Information betreffs des Angebotes in der Mokka-Milch-Eisbar an den 1. Sekretär der SED-Kreisleitung vom 23.10.89 wurde mir über den Verwaltungsdirektor am 31.10.89 zugeleitet.

Nach Prüfung des Sachverhaltes möchte ich Ihnen dazu folgendes mitteilen:

- die MMEB hat den Namen seit Inbetriebnahme und wurde auch von mir noch nie anders benannt
- das Angebot ist im vorgeschriebenen Versorgungsauftrag geregelt
- der Leiter dieser Einrichtung bestellt schriftlich an den Küchenleiter den Bedarf für den nächsten Tag

- der Küchenleiter veranlaßt die Produktion nach den täglichen Möglichkeiten.

An jedem Tag werden 8 - 10 Sorten Gebäck aus eigener Produktion geliefert, davon an jedem Tag Spritzkuchen und Pfannkuchen.

Daß der Bedarf an Pfann- und Spritzkuchen nicht gedeckt werden kann, ist uns bekannt.

Wir sind bemüht, mit den beiden Konditorinnen alle Produktionsgeräte und Möglichkeiten in der zur Verfügung stehenden Zeit zu nutzen, damit der Versorgungsauftrag gesichert werden kann.

Leider ist es seit langer Zeit nicht mehr möglich, beim Backwarenkombinat diese Artikel dazu zu bestellen und somit auch im Studentenspeisesaal anzubieten, um den erhöhten Bedarf zu sichern.

Aus Gründen des sehr hohen Ausfalls von Arbeitskräften, besonders durch eigene Krankheit oder Krankheit der Kinder von rd. 1/3 unserer Mitarbeiter, müssen wir alle uns zur Verfügung stehenden Arbeitskräfte, die 5.30 Uhr die Arbeit aufnehmen können, für die Pausen- und Zwischenversorgung einsetzen, besonders zur Produktion der belegten Brötchen, Salate etc., wo auch beide Konditorinnen täglich die ersten 2 Stunden mit helfen.

Danach produziert die Konditorei auftragsgemäß. Der Sicherung der warmen Hauptmahlzeit wird unsere ganze Kraft gewidmet. Mittags müssen alle zur Verfügung stehenden Mitarbeiter in erster Linie den Absatz der Produktion sichern, d.h, sie werden an den Essenausgaben eingesetzt.

Ich versichere Ihnen, daß wir den an uns gestellten Versorgungsauftrag sehr ernst nehmen und verantwortungsbewußt täglich schwerpunktmäßig die uns zur Verfügung stehenden Mitarbeiter einsetzen. Trotzdem sind wir nicht in der Lage, wunschgemäß zu versorgen.

Ihre Anschuldigung mir gegenüber, daß ich die Wünsche der Gäste wieder einmal mit Füßen getreten habe, weise ich entschieden zurück.

Ich bin gern bereit, die täglichen Lieferungen lt. Lieferscheine zu belegen und den Dialog zu Ihrer Schilderung weiter zu führen.

Ich halte derzeit eine sofortige persönliche Klärung bei Kritik an den Versorgungsleistungen für wirksamer und angebrachter.

Bitte übermitteln Sie mir einen Terminvorschlag, damit wir persönlich ins Gespräch kommen.

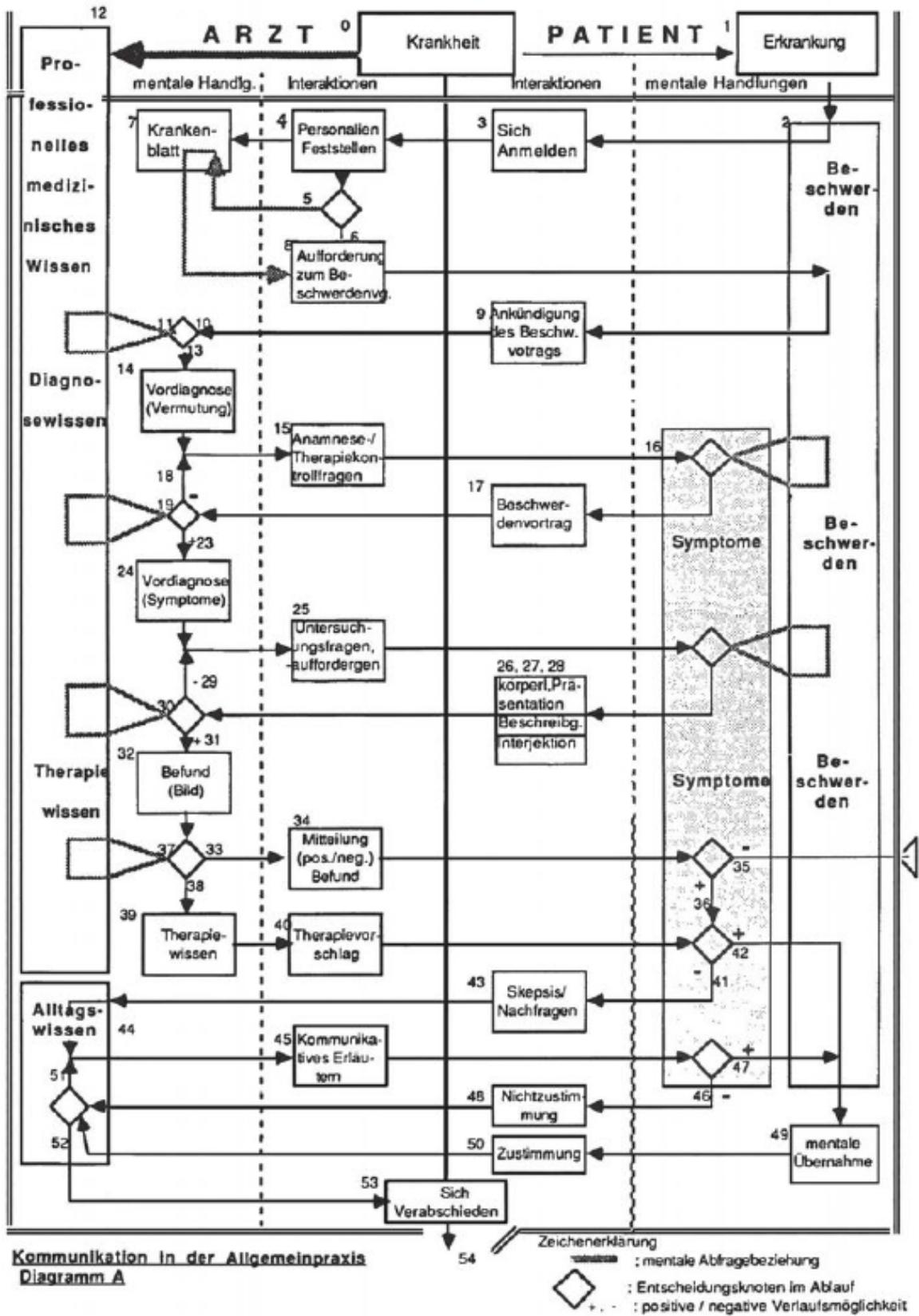
Mit freundlichen Grüßen

Kraft
Küchenleiter ZM

Krüger
Abt.-Leiter ZM

(Reiher (Hg.) 1995: 236ff.)

10. Diagramme, auf die man nicht angewiesen sein will



(Rehbein 2019: 404)

Literatur

- Entringer, Nathalie (2017). „Al ginn ass näischt fir Feiglinger“ – awer eppes fir Feiglingen? Die substantivische Pluralvariation im Luxemburgischen. Masterarbeit Universität Wien. <https://theses.univie.ac.at/detail/43487#>
- Jandl, Ernst (1968). Sprechblasen. Stuttgart: Reclam.
- Jandl, Ernst (1981). die bearbeitung der mütze. gedichte. Darmstadt, Neuwied: Luchterhand.
- Lëtzebuenger Online Dictionnaire: <https://lod.lu/>
- Nübling, Damaris (2006). Zur Entstehung und Struktur ungebändigter Allomorphie. Pluralbildungsverfahren im Luxemburgischen. In: Moulin, Claudine (Hg.). Perspektiven einer linguistischen Luxemburgistik: Studien zu Diachronie und Synchronie. Heidelberg: Winter, 107–127.
- Rehbein, Jochen (2019). Institutioneller Ablauf und interkulturelle Mißverständnisse in der Allgemeinpraxis. Diskursanalytische Aspekte der Arzt-Patienten-Kommunikation. In: Hoffmann, Ludger (Hg.). Sprachwissenschaft. Ein Reader. 4., akt. u. erw. Aufl. Berlin, Boston: de Gruyter, 389-433.
- Reiher, Ruth (Hg.; 1995). Mit sozialistischen und anderen Grüßen. Porträt einer untergegangenen Republik in Alltagstexten. Berlin: Aufbau.
- Sommerfeldt, Karl-Ernst & Schreiber, Herbert (1983). Wörterbuch zur Valenz und Distribution deutscher Adjektive. Tübingen: Niemeyer.

Ein sich Pensionierender

von *Katharina Nimz*

Endlich, endlich!

Die Pension!

Freust du dich so richtig schon?

Keine irren(den) Studierenden mehr.

Irre(nde) Lehrende noch viel weniger.

Hach, was wird das toll:

Ein Pensionär,

ganz frei von irren und wirren

Diskussionen um – beispielsweise –

Sich Bewerbende.

Und du, du kannst der Bewerber sein:

„So schön ist die Pension!

So schön!“

Lieber Rolf,

zu Deinem Abschied vom professoralen Dasein und zum Neuanfang im hausmännischen Leben möchte ich mich bei Dir für unsere ferne Freundschaft und vor allem auch dafür bedanken, dass Du mir immer wieder bei der Lösung meiner mehr oder weniger komplexen Probleme mit der deutschen Sprache geholfen hast. Aber wahrscheinlich wird es bei Dir genau wie bei mir so sein, dass man eigentlich nie aufhört, Linguist zu sein, auch wenn es nur zum Vergnügen ist. Wie dem auch sei, zu Deinem Abschied vom aktiven Linguistenleben möchte ich Dir erzählen, warum ich froh bin, dass ich nur ganz privat deutsch spreche, und warum es viel einfacher ist, niederländisch oder spanisch zu sprechen.

Als ich ab 1980 meine deutsche Muttersprache mehr und mehr durch meine niederländische Schwiegermuttersprache ersetzte, habe ich nicht damit gerechnet, dass meine Muttersprache sich "ohne mich zu fragen" verändern könnte. So bin ich zum Beispiel 1981 zum ersten Mal dem Wort *Azubi* begegnet. Aber als wir uns 1990 bei einem Kongress in Louvain-la-Neuve kennenlernten, habe ich mich einfach nur gefreut, mit Dir deutsch reden zu können. Ein paar Jahre später las ich bei einem Besuch in Bonn einmal zufällig ein Flugblatt, in dem von *Studis* die Rede war. Ich war total baff und habe Dich per Mail gefragt, wie sich das verhielt, und ob die Bonner sich vielleicht einen Jux machten. Leider war Deine Antwort, dass letzteres nicht der Fall war. Inzwischen weiß ich aufgrund verschiedener Versuche, mit jungen Deutschen ein entspanntes Gespräch zu führen, dass ich alle möglichen Todsünden begehe (u.a. der Gebrauch des Wortes *Studenten*), die jedesmal den Zusammenbruch der spontanen Kommunikation zur Folge haben.

Nun ist Genderneutralität natürlich ein Schlüsselbegriff für Sprachhobbyisten, nicht nur im Deutschen, sondern in vielen europäischen Mehrheitssprachen (die Sprecher von Minderheitssprachen haben wahrscheinlich andere Probleme). Das Merkwürdige ist aber, dass das Deutsche in auffallendem Maße eine Art *Newspeak* entwickelt hat, die ich ebenso erstaunlich wie ermüdend finde. Woran liegt das bloß?

Um diese Frage zu beantworten, will ich erst einen Vergleich mit dem Niederländischen anstellen und dann mit dem Spanischen, die beiden einzigen Sprachen, die ich hinreichend beherrsche, um mich hierzu sinnvoll zu äußern.

Das Niederländische kennt nur ein minimales Genussystem, es gibt zwei bestimmte Artikel, nämlich *de* (maskulin und feminin) und *het* (neutrum) und nur einen unbestimmten, *een*. Wie im Deutschen ist der definite Artikel im Plural immer derselbe, *de*. Was wesentlich anders ist als im Deutschen, ist die Produktivität der abgeleiteten

weiblichen Formen: Während im Deutschen das Suffix *-in* (mit oder ohne Stammumlaut) so produktiv ist, dass meines Wissens nur Nomina auf *-mann* eine Ausnahme bilden, gibt es im Niederländischen vier verschiedene Morpheme zur Bildung von weiblichen Agensnomina, z.B. *verkoper – verkoopster*, *leraar – lerares*, *vriend – vriendin* und *consument – consumentē*. Daneben gibt es eine Reihe von Substantiven für Berufs- und Funktionsbezeichnungen, die keine spezifische Genusform haben, z.B. *arts* 'Arzt – Ärztin', *kiezer* 'Wähler – Wählerin', *auteur* 'Autor – Autorin'. Im Plural geht die Tendenz dahin, dass man die nicht-abgeleitete Form verwendet (sofern es nicht um ausschließlich weibliche Referenten geht). Denn es lässt sich leicht erraten, dass diese morphologische Unregelmäßigkeit keine Basis bietet für Gendersternchen oder dergleichen. Außerdem sorgt die Tatsache, dass es auch im Singular keinen genusmarkierenden Artikel gibt, dafür, dass die geschlechtsspezifische Markierung dieser Substantive im Sprachbewusstsein relativ bedeutungslos ist.

Was bedeutet nun genderneutrale Sprache im Niederländischen? Einerseits wird in den letzten Jahren auch im Singular die unmarkierte Form für weibliche und männliche Referenten benutzt, was allerdings hier und da auf Widerstand stößt. Andererseits wird seitens verschiedener Berufsgruppen nach wirklich genderneutralen Ausdrücken für die genderspezifischen Substantive gesucht: z.B. ist für *leraar – lerares* das neutrale Wort *leerkracht* 'Lehrkraft' eine gute Alternative; aber hierbei handelt es sich im allgemeinen nicht um wirkliche Innovationen. Experimenteller wird es, wenn es darum geht, die Personal- und Possessivpronomina in der dritten Person Singular durch geschlechtsneutrale Alternativen zu ersetzen. Die Vorschläge sind zahllos, und daher ist kaum zu erwarten, dass irgendeine Variante sich kurzfristig durchsetzen wird. Im übrigen erreichen derartige Diskussionen nur gelegentlich die Tagespresse. Im ganzen ist der Umfang des Problems minimal, und gibt es kaum jemanden, der/die sich ernsthaft hierüber aufregt.

Im Spanischen ist die Situation ganz anders: zwar gibt es auch hier nur zwei Genera, aber die sind maskulin und feminin und korrespondieren mit den Artikeln *el/un – la/una* im Singular und *los – las* im Plural. Außerdem besteht auch noch Kongruenz bei Adjektiven (in sowohl attributiver als prädikativer Funktion). Ein paar Beispiele: *el/un ministro soltero – los ministros solteros* 'der/ein ledige(r) Minister – die ledigen Minister'; *la/una ministra soltera – las ministras solteras* 'die/eine ledige Ministerin – die ledigen Ministerinnen'; und attributiv: *el ministro es soltero* und *la ministra es soltera*. Glücklicherweise gibt es nicht auch noch ein nominales Kasusystem, denn wie in fast allen romanischen Sprachen haben sich die lateinischen Kasus nur noch bei den Pronomina erhalten. Im alltäglichen Sprachgebrauch gilt im Plural der *masculino genérico*, mit anderen Worten, die Frage *¿Tienes hermanos?* impliziert nichts hinsichtlich des Geschlechts der eventuellen Geschwister, genausowenig wie *Consejo de*

Ministros etwas über das zahlenmäßige Verhältnis von Ministern und Ministerinnen in der Regierung sagt.

Obwohl der *masculino genérico* im spontanen Sprachgebrauch nicht als problematisch empfunden wird, ist vor allem in der geschriebenen Sprache ein Bewusstsein entstanden, dass die Sprache genderneutral sein müsse. Vielfach liest man tatsächlich etwas wie *Querid@s amig@s* 'Liebe Freund*innen' (während das gesprochene Äquivalent eine Verdoppelung erfordert: *queridas amigas y queridos amigos*). Aber auch die geschriebene Genderneutralität dieser Art ist begrenzt, denn auch das Spanische unterscheidet sich vom Deutschen hinsichtlich des morphologischen Regelmaßes. Erstens enden zahllose AGENSNOMINA nicht auf -a der -o, z.B. *actor – actriz* oder *alcade – alcaldesa* 'Bürgermeister – Bürgermeisterin', und zweitens gibt es eine Menge von Berufs- und Funktionsbezeichnungen, die morphologisch geschlechtsneutral sind, wie z.B. *colega, estudiante* oder *guía* 'Reiseführer', sowie alle Substantive, die auf -ista enden, wie z.B. *lingüista* oder *idealista*.

Nun gibt es allerlei Versuche seitens verschiedener Institutionen, Universitäten, Provinzverwaltungen und dergleichen, den inklusiven Sprachgebrauch zu fördern und entsprechende Empfehlungen zu publizieren. Manche der vorgeschlagenen Lösungen finde ich gute Ideen, z.B. *los profesores* durch *el profesorado* zu ersetzen und *los alumnos* 'die Schüler(innen)' durch *el alumnado* 'die Schülerschaft'. Andere Vorschläge sehen Verdopplungen vor, wie etwa: *En estos centros las tutoras y los tutores actuarán como guías y asesores de las alumnas y los alumnos* 'In diesen Instituten sollen die Tutorinnen und Tutoren als Wegweiser und Ratgeber für die Schülerinnen und Schüler fungieren'. Dieses Zitat stammt von Bosque (2012: 11), der übrigens bemerkt, dass *asesores* 'Ratgeber' beim Gendern übersehen worden ist.¹ Bosques Aufsatz, in dem er sich zwar nicht gegen den inklusiven Sprachgebrauch, aber vor allem auch für den *masculino genérico* ausspricht, hat eine enorme Polemik ausgelöst. Jedoch ist Bosques Position in linguistischen Publikationen immer wieder unterstützt worden. So zeigt z.B. Mendivil Giró (2020)² auf, dass der *masculino genérico* de facto ein *masculino inclusivo* ist, und dass dieser wiederum eine inhärente Eigenschaft der spanischen Grammatik ist, die als solche nicht sexistisch ist.³

Nichtsdestotrotz wird vor allem in öffentlichen Auftritten von Politikern doch hier und da verdoppelt. So ist in Pressekonferenzen vielfach die Rede von *los trabajadores y las trabajadoras* 'die Arbeitnehmer und die Arbeitnehmerinnen', wobei allerdings häufig der genusspezifische Artikel weggelassen wird: *los trabajadores y trabajadoras*.

Zu guter Letzt sei auch noch eine ebenso radikale wie unpopuläre Art von inklusivem Spanisch genannt, die darin besteht, alles, was bei Berufs- und Funktions-

¹ Bosque, I. 2012. Sexismo lingüístico y la visibilidad de la mujer. Madrid: Real Academia Española.

² Mendivil Giró, J. L. 2020. El masculino inclusivo en español. *Revista española de lingüística* 50/1: 35-64.

³ Auf lexikalischem Gebiet dagegen finden sich zahllose sexistische Klischees. Ein Beispiel sind die Attribute *zorro* 'Fuchs' und *zorra* 'Füchsin', ersteres bedeutet 'Schlaumeier' und letzteres 'Hure'.

bezeichnungen ein -o oder -a wäre, durch ein -e zu ersetzen. Bei diesem Prozedere wird der oben zitierte lange Satz wesentlich kürzer: *En estos centros les tutores actuarán como guías y asesores de les alumn@s*. Ein nicht unerheblicher Nachteil dieser Innovation ist allerdings, dass sie die Sprache so radikal verändert, dass sie nicht nur schwer zu erlernen ist, sondern auch die Kommunikation mit Andersdenkenden ernsthaft stört.

Kurzum: Sowohl im Niederländischen als im Spanischen sind die morphologischen Unterschiede zwischen unmarkierten und markierten Formen unregelmäßig. Was die sprachlichen Effekte der Markierung angeht, sind sie im Niederländischen im Vergleich zum Deutschen wesentlich geringer, während sie im Spanischen viel umfangreicher sind. Beides führt dazu, dass in der spontanen gesprochenen Sprache Genderneutralität keine Rolle spielt.

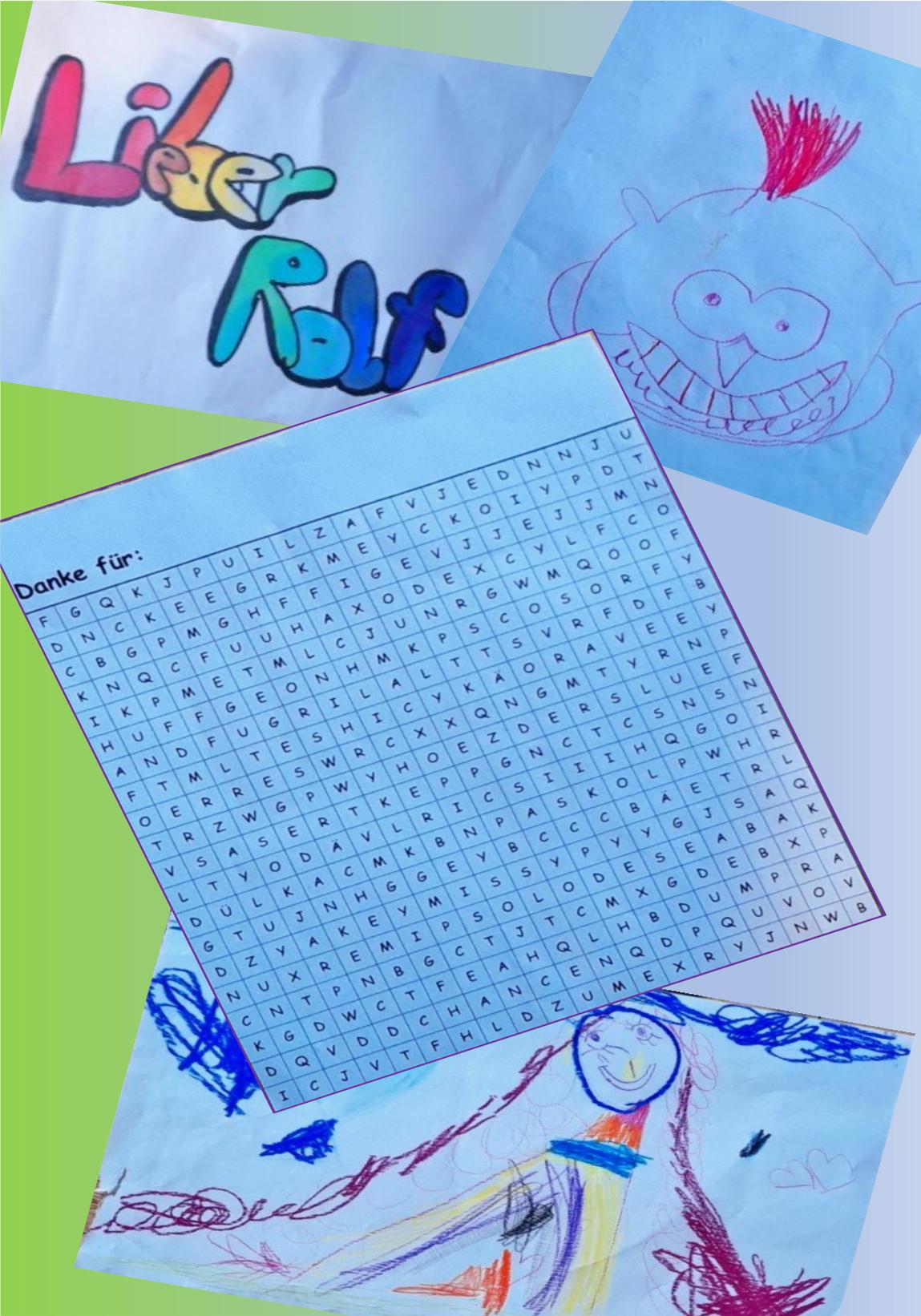
Meine persönliche Schlussfolgerung ist also, dass man als Linguist ein entspannteres Leben führen kann, wenn man sich nicht mit dem Gendern zu beschäftigen braucht. Wenn man als deutschsprachiger Sprachwissenschaftler dafür ist, dass die Sprache genderneutral sein soll, ärgert man sich über die Gegner und möglicherweise noch mehr über die Gleichgültigen, und wenn man dagegen ist, muss man sich gegen den Vorwurf des ewig Gestrigen verwehren.

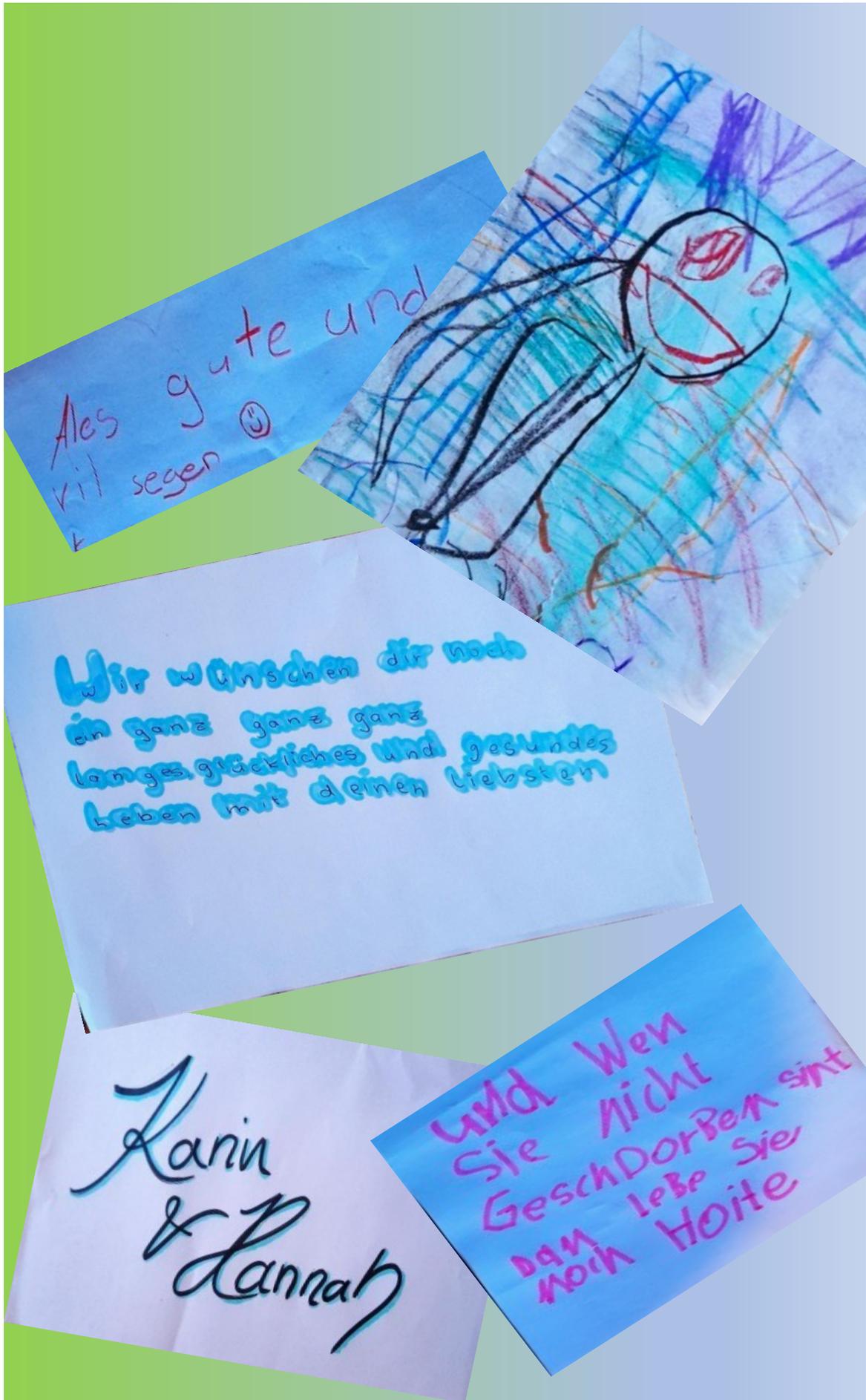
In diesem Sinne wünsche ich auch Dir eine entspannte Zeit.

Hella Olbertz

Danke für

von Karin und Hannah Osterheider





Alles gute und
viel segnen 😊



Wir wünschen dir noch
ein ganz ganz ganz
langes glückliches und gesundes
leben mit deinen Liebsten

Karin
&
Lannah

Und Wem
Sie nicht
Geschrieben sind
dann lebe sie
noch Heute

Im Verbländ

von Björn Rothstein

„Das finite Verb im Deutschen“, Rolfs publizierte Dissertation, ist die erste linguistische Ganzschrift, die ich (als Student) von vorne bis hinten (und im Laufe der Jahre dann auch mehrfach) gelesen habe. Ich war beeindruckt von der kenntnisreichen und reflektierten Darstellung bisheriger Tempus-Aspekt-Forschung und seine eigene Analyse hat mich nachhaltig geprägt. Bis heute bin ich Rolfs Orientierungszeit auf der Spur...

Gute sechs Jahre später hatte ich die Gelegenheit, Rolf auf einer Konferenz kennenzulernen. Es ist meine einzige Begegnung mit einem Linguisten, die als Vorwort eines Sammelbands verewigt ist:

The idea to edit a book on *Mood in the languages of Europe* goes back to a talk given by Rolf Thieroff about mood categories in the European languages at the *Zweite Tagung Deutsche Sprachwissenschaft in Italien* in February 2006. Discussing details of the talk on the beautiful balcony of the *Villa Sciarra* at the *Istituto Italiano di Studi Germanici*, where parts of the conference took place, we soon realized that there existed no compilation of the mood systems in the European languages.

(Rothstein, B. & Thieroff, R. (2010): Preface. In: Dies. (Hrsg.): *Mood in the Languages of Europe*. Amsterdam: Benjamins, IX).

Ich war Rolf so dankbar, mir, einem Doktoranden, die Gelegenheit gegeben zu haben, mit einem so bekannten Kollegen ein solches Unternehmen gemeinsam anzugehen. Und dann entpuppte sich Rolf auch noch als unglaublich nett, kollegial und fürsorglich: Er hatte in den Jahren zuvor zwei Bände zu europäischen Tempussystemen herausgegeben, so dass wir sein bewährtes Herausgebertalent für den Modusband gut nutzen konnten. Das Projekt endete dann auch vier Jahre später mit einem grinsenden Hinweis von Rolf: „Wenn irgendwann ein:e Doktorand:in einmal auf einer schönen Terrasse bei ausgezeichnete Verköstigung und bestem Wetter zwei Bände zu Aspektsystemen in den europäischen Sprachen mit dir herausgeben will, dann kannst du jetzt wirklich nicht mehr ‚nein‘ sagen.“

Lieber Rolf, ich hoffe sehr, dass du den anstehenden Lebensabschnitt gut genießen und nutzen kannst. Und ich hoffe sehr auf die ein oder andere Begegnung, gerne auf einer Terrasse mit ausgezeichneter Verköstigung und bestem Wetter – und vielleicht ergibt sich dann doch das ein oder andere.

„Allerbestens“*

Björn

*(= Rolfs und meine gemeinsame Abschlussformel für Mails, die wir bei der Modus-Herausgabe von einem unserer Autoren gelernt haben)

Wortspiele und Sprachspiele

von *Karsten Schmidt*

Als langjähriger wissenschaftlicher Mitarbeiter von Rolf – ich glaube sogar: langjährigster (besser eigentlich: längstjähriger) – wird mir insbesondere Rolfs Freude am Wortspiel in Erinnerung bleiben. Ob man bei Rolf im Büro stand und ihn vom E-Mail-Schreiben abhielt, ihn beim Kaffeemachen in der Flurküche traf oder nach dem Linguistischen Kolloquium mit ihm bei einem Bier oder Wein saß: Er ließ selten eine Gelegenheit ungenutzt, eine beiläufige Bemerkung (seine eigene oder die seines Gegenübers) oder eine E-Mail, die er gerade gelesen hatte, zur Vorlage eines Wortspiels zu machen, dessen Zeuge oder Koproduzent man unversehens wurde.

Einmal saßen wir in seinem Büro und er erzählte mir, dass er schon lange nicht mehr auf einem Fahrrad gesessen habe, aber bald wieder Fahrradfahren müsse oder wolle (ich weiß nicht mehr, warum oder wozu). Ich sagte, dass man das ja bekanntermaßen nie verlerne, woraufhin er erwiderte: „Ja, mit dem Fahrradfahren ist es wie mit dem Fahrradfahren: Das verlernt man nie.“ Ich musste öfter daran denken, denn ich glaube, hinter diesem Wortspiel verbirgt sich ein allgemeines Muster, ein Genre von Wortspielen. Man könnte dieses Genre als *tautologisch gewendete Redewendungen* bezeichnen. Grammatiker lieben ja die Suche nach Mustern und ich denke, es könnte ein wirklich netter Zeitvertreib sein, mal zu schauen, wie viele solcher tautologisch gewendeten Redewendungen das Deutsche zu bieten hat. Vielleicht, lieber Rolf, ist das was für den Unruhestand? Ich will Dir nur eine kleine Liste mitgeben, die entsprechend zu vervollständigen wäre:

- *Sand am Meer gibt es wie Sand am Meer.*
- *Heute ist Bildung für alle eine Selbstverständlichkeit: Schule ist eine Idee, die Schule gemacht hat.*
- *Eine Fliege tut doch keiner Fliege etwas zuleide!*
- *Spatz mit Gewehr trifft Amsel tödlich: Dass ein Vogel einen Vogel abschießt, hat echt den Vogel abgeschossen!*
- ...

Was ich aber auch in Erinnerung behalten werde und wofür ich Rolf sehr dankbar bin, das ist die große Freiheit, die er mir als wissenschaftlichen Mitarbeiter für meine eigene Forschung ließ. Das ist sicher keine Selbstverständlichkeit. Diese Freiheit gab mir die Möglichkeit, über den Tellerrand der Dissertation hinauszuschauen und über Fragen nachzudenken, die nicht direkt mit der ‚eigentlichen‘ Forschung zu tun hatten. Ich

konnte mich hier und da mit Grundlagenproblemen befassen, die im sprachwissenschaftlichen Arbeitsalltag stillschweigend vorausgesetzt werden, oder Ausflüge in die Sprachphilosophie unternehmen, für die sonst keine Zeit und Muße zu finden sind. Dazu gehörte etwa die Frage „Was ist ein Wort?“, genauer die Frage nach der offenbar schwierigen Definierbarkeit des Wortbegriffs, die ich für mich schreibend klären wollte und für die ich mir insbesondere das Sprachspielkonzept aus Wittgensteins Spätphilosophie aneignete. So entstand ein Text, den zu schreiben mir zwar großen Spaß machte, der aber mit Blick auf die gängigen Publikationsformate nicht ‚verwertbar‘ war. Ich hatte ihn letztlich in einer abgeänderten Version als Teilkapitel in die Dissertation aufgenommen, bin aber bis heute damit unzufrieden.

Diese Abschiedsschrift gibt mir die Gelegenheit, meinen Wort-Essay in ein günstigeres Licht zu rücken und ihn in seiner ursprünglichen, in sich geschlossenen Form zu präsentieren. Vor allem aber gibt sie mir die Gelegenheit, diesen Text demjenigen zu widmen, der solche und andere textliche Eskapaden ermöglicht hat.

Was ist ein Wort?

Für Rolf

1. Ein bewundernswertes Problem

Der Wortbegriff ist in der Sprachwissenschaft berühmt-berüchtigt für seine definitonische Widerspenstigkeit, und doch – paradoxerweise? – ist es ein im sprachwissenschaftlichen wie allgemeinen Wortschatz fest verankerter, alltäglich gebrauchter Begriff. Die Diagnose von LÜDTKE (1985: 527) dürfte an Geltung nichts verloren haben: „Jedermann weiß, was mit ‚Wort‘ gemeint ist, aber niemand traut sich, es zu definieren: so etwa könnte man [...] die Haltung der meisten Linguisten zur Problematik des Wortbegriffs charakterisieren.“ Gleichwohl herrscht kein Mangel an Definitionsversuchen. Und die Thematisierung dieser paradox anmutenden Konstellation als Einleitung zu Lexikon- und Handbuchartikeln, die den Wortbegriff zum Gegenstand haben, ist selbst schon zu einer gängigen sprachwissenschaftlichen Praxis geworden (vgl. z.B. BAUER 2000, BUßMANN 2008, GLÜCK 2010, JULIEN 2006). Man fühlt sich an den Postkartenspruch von Ashleigh Brilliant erinnert: „Ich habe keine Lösung, aber ich bewundere das Problem.“

Bei solchen Definitionsversuchen scheint noch dann, wenn sie eher zurückhaltend ausfallen und von vornherein teildisziplinär differenzieren (z.B. nach phonologischer, morphologischer oder syntaktischer Beschreibungsebene), meist unausgesprochen die Hoffnung mitzuschwingen, man müsse doch irgendwie eine allgemeingültige Definition des Wortes finden und wenigstens für den bescheidenen Kreis der sprachwissenschaftlichen Fachsprache die Frage „Was ist ein Wort?“ ein für allemal beantworten können.

Die Frage „Was ist ein Wort?“ ist, wenn sie in dieser allgemeinen, von konkreten Anwendungssituationen enthobenen Form gestellt wird, übersetzbar in analoge Fragen

wie: Was ist *eigentlich* ein Wort? Oder: Was ist die *genaue* Bedeutung des Wortes *Wort*? Oder auch: Was ist all den Phänomenen, die man Wort nennt, gemeinsam? So – oder so ähnlich – gestellt, wird uns diese Frage zwangsläufig auf die Jagd nach einer Chimäre schicken, warnt uns Wittgenstein. Ein schönes Beispiel für die Verhexung unseres Verstandes durch die Mittel unserer Sprache (vgl. PU, § 109). In dieser Form also ist die Frage grundsätzlich irreführend. Das gehört zu den Prämissen dieses Essays und damit ist klar, worum es hier nicht gehen wird: um einen weiteren Versuch einer Definition des Wortbegriffs. Es wird aber auch nicht für ein relativistisches ‚anything goes‘ argumentiert, bei dem verschiedene Wortbegriffe nebeneinandergestellt werden, als hätten sie nichts miteinander zu tun. Vielmehr soll die scheinbar paradoxe Konstellation selbst im Vordergrund stehen. Wie passt das zusammen: die Probleme beim Versuch einer widerspruchsfreien Definition des Wortes als einer sprachwissenschaftlichen Beschreibungseinheit einerseits und der mannigfaltige, aber meist wohl problemlose, gleichsam stolperfreie Gebrauch des Wortes *Wort* in der Alltagssprache ebenso wie in der sprachwissenschaftlichen Fachsprache – nämlich dort, wo das Wort gerade nicht definiert wird! – andererseits? Wir wollen, mit anderen Worten, von vornherein keine Lösung des Problems anstreben, sondern es in solcher Weise bewundern, dass sich die Hoffnung auf eine Lösung – im Sinne einer Antwort auf die allgemeine Frage – und damit das Problem selbst *auf*löst. (Wieder eine Denkfigur von Wittgenstein, der als unser sprachphilosophischer Anwalt fungieren wird.)

Zunächst wollen wir uns anschauen, worin eigentlich die Definitionsproblematik besteht (2), dabei die in der Sprachwissenschaft gut etablierte (und praktikable!) Differenzierung des Wortbegriffes in Lexem und Wortform etwas näher betrachten (3), um anschließend mit den von Ludwig Wittgenstein in seiner Spätphilosophie entwickelten Konzepten der Familienähnlichkeiten und des Sprachspiels gewissermaßen einen Vorschlag zur Entproblematisierung zu unterbreiten (4). Abgerundet wird der Klärungsversuch durch die Berücksichtigung der besonderen Rolle der Schrift in unseren Gebrauchsweisen des Wortbegriffs (5).

2. *Worin besteht eigentlich die Definitionsproblematik?*

Aus dem Anspruch der Wissenschaft, ihre Gegenstände und Begriffe präzise zu bestimmen, ergibt sich die Zwangsläufigkeit zu Definitionen oder – wie wir auch sagen könnten – zu Begriffserklärungen mit einer Genauigkeit, wie sie in der Alltagssprache sonst nicht nötig ist. Die meisten sprachwissenschaftlichen Definitionen sind dabei intensional ausgerichtet, d.h. sie versuchen die dem Wortbegriff wesentlichen, die allen mit ihm bezeichneten Gegebenheiten gemeinsamen Eigenschaften zu finden, sodass man umgekehrt mithilfe der Definition alle sprachlichen Einheiten, die Wörter sind, eindeutig von solchen unterscheiden kann, die keine Wörter sind. Eben eine solche Definition, die widerspruchsfrei die verschiedenen sprachwissenschaftlichen Beschreibungsebenen zu

integrieren vermag, gibt es nicht. Einige Probleme seien hier – ausgehend von Definitionsvorschlägen, wie sie z.B. in BUßMANN (2008) zu finden sind – kurz skizziert.

(a) Definiert man das Wort etwa unter phonologischer Perspektive als kleinste, durch Wortakzent und Grenzsignalen wie Pausen oder Knacklauten segmentierbare lautliche Einheit, so wird man ganze Legionen an gesprochen sprachlichen Einheiten finden, die wir intuitiv als Wörter bezeichnen würden, aber keineswegs durch Wortakzent geschweige denn durch Sprechpausen im Lautkontinuum ausgezeichnet werden (das dürfte z.B. die Mehrzahl der Funktionswörter betreffen).

(b) Definiert man das Wort unter lexikalischer bzw. semantischer Perspektive als kleinsten, relativ selbständigen Träger von Bedeutung, so hat man – einmal mehr – bei Funktionswörtern wie *und* oder *die* das Problem, dass diese nicht als Wörter erfasst werden, oder aber man dehnt den Begriff der Bedeutung so weit, dass er kaum noch brauchbar ist; außerdem müssen Phraseologismen wie *ins Gras beißen* nach dieser Definition als ein Wort gelten, obwohl wir hier doch ebenso gut von drei Wörtern sprechen könnten.

(c) Definiert man das Wort unter orthographischer bzw. graphematischer Perspektive als kleinste, durch Leerzeichen abgegrenzte Buchstabenfolge, die intern kein Leerzeichen enthält, so müssen *zählt* und *auf* in einem Satz wie *Er zählt einige Definitionen auf* als zwei Wörter gelten, obwohl wir doch wissen, dass es sich hier um das Partikelverb *aufzählen*, also um ein Wort, handelt; ebenso suggeriert die Getrennschreibung von *zu* und *zweifeln* in einem Satz wie *Sie beginnen zu zweifeln*, dass es sich um zwei Wörter handelt – aber die *zu*-Infinitive verhalten sich in jeder anderen Hinsicht wie ein einzelnes Wort.

Als Reaktion auf solche Probleme hat sich in der Sprachwissenschaft die Praxis etabliert, von verschiedenen Wortbegriffen auszugehen und diese so zu definieren bzw. zu gebrauchen, wie es für die jeweiligen teildisziplinären Untersuchungszwecke nützlich ist. Man spricht dann z.B. vom phonologischen, lexikalischen oder graphematischen Wort. Oder aber – was im Grunde genommen auf das Gleiche hinausläuft – man meidet *Wort* gänzlich als Fachbegriff und setzt an seine Stelle spezialisierte Ausdrücke wie *Lexem*, *Formativ* oder *freies Morphem* bzw. *freie Morphemverbindung* usw. (vgl. zur Vielfalt der Definitionskriterien auch KNOBLOCH/SCHAEDELER 2007). Wir wollen im Folgenden nur die für unsere Argumentation besonders instruktive – und oben ausgesparte – morphologische und syntaktische Perspektive auf den Wortbegriff etwas genauer diskutieren.

3. *Lexem vs. Wortform*

Seit den 1970er Jahren hat sich in der germanistischen Sprachwissenschaft die terminologische Unterscheidung zwischen *Lexem* und *Wortform* etabliert (vgl. BAUER 2000: 248). Für die Morphologie und die Syntax ist diese Unterscheidung in Hinblick auf den Wortbegriff besonders praktisch wegen ihrer recht klaren Operationalisierbarkeit. Mit

ihr lässt sich die – sicher bei vielen Sprachteilnehmern verbreitete – Intuition einholen, dass ein Satz wie *Sie sieht Wahrheit, wo ich Schönheit sehe* (nach BAUER 2000: 247) zwar nur einmal das Wort *sehen* enthält, dieses aber zweimal vorkommt: *sieht* und *sehe* nämlich, so kann man präzisierend sagen, sind zwei verschiedene Wortformen des Lexems *sehen*. Rund um diese Zweiteilung gruppieren sich oft weitere Begriffe wie ‚lexikalisches Wort‘, ‚Lexikonwort‘ oder ‚Menge von Wortformen‘ aufseiten des Lexems und ‚syntaktisches Wort‘ oder ‚Textwort‘ aufseiten der Wortform (vgl. GALLMANN 2009). Auch wenn diese Begriffe vielleicht nicht immer einheitlich gebraucht werden, ist doch die Stoßrichtung der Unterscheidung die gleiche. Eine griffige Erläuterung des Zusammenhangs bietet z.B. EISENBERG (2013: 17; Hervorheb. i. O.):

Sätze und andere syntaktische Einheiten sind ja nicht Folgen von Wörtern, sondern von *Wortformen*. Die Wortformen bilden in einer flektierenden Sprache wie dem Deutschen Flexionsparadigmen, wobei alle Formen dieselbe lexikalische Bedeutung haben (sie haben ja auch denselben Wortstamm). Ein *lexikalisches Wort* ist dann ein Paradigma mit einer Wortbedeutung.

Wörter (als Lexeme) erweisen sich unter dieser Perspektive als Abstraktionen, die Sprachteilnehmer (unter ihnen insbesondere die Linguisten) aus den konkret vorkommenden, in ihrer Bedeutung vergleichbaren Wortformen herstellen können. Bei dieser Identifizierung helfen ihnen die formalen – lautlichen und/oder graphischen – Übereinstimmungen zwischen den Wortformen, deren identifikatorisches Zentrum im Deutschen der paradigmatisch meist konstante Wortstamm ist (vgl. *Tisch, Tisch-es, Tisch-e, Tisch-en*).

Nach diesem Verständnis – mit der Subkategorisierung in Lexem und Wortform – ist der Wortbegriff an der Grenze von Morphologie und Syntax angesiedelt. Er lässt sich wohl nur in dieser doppelten Perspektivierung sinnvoll explizieren und wird auch da, wo dies nicht geschieht, für gewöhnlich so verwendet. Denn die Paradigmen, die Morphologen erstellen, gewinnen sie aus dem Vorkommen der Wörter in konkreten syntagmatischen Zusammenhängen, in denen diese bestimmte formale Ausprägungen haben (die sich dann als grammatische Merkmale beschreiben lassen: Nominativ vs. Akkusativ, Singular vs. Plural etc.), und die Wortformen, die Syntaktiker hinsichtlich ihrer phrasenstrukturellen Kombinationen untersuchen, werden wiederum – ob explizit oder implizit – als Stellvertreter von Wortparadigmen mit ihrer lexikalischen Bedeutung behandelt. Man spricht ja daher auch vom morphosyntaktischen oder grammatischen Wort, wobei die lexikalische Dimension in der strukturalistischen sowie der ihr folgenden Sprachwissenschaft meist vernachlässigt wird (für einen Überblick vgl. HERBERMANN 2002:17f.).

Genau hier lässt sich der Problematisierungshebel ansetzen: Dieser grammatische, auf das morphosyntaktische Verhalten abhebende Wortbegriff liegt an vielen Stellen

quer zum – implizit meist mitgemeinten und oben ja explizit inbegriffenen – Verständnis des Wortes als einer lexikalischen Einheit (eben als Lexem), also einer Einheit, mit der sich eine bestimmte Bedeutung bzw. ein Konzept ausdrücken lässt. Der Begriff der lexikalischen Bedeutung muss zunächst einmal erheblich gedehnt werden, um auch Funktionswörter wie Artikel oder Konjunktionen einschließen zu können. Oder aber man verfällt auf die – eher kontraintuitive – Lösung, solchen Einheiten keinen Wortstatus zuzusprechen und sie als rein syntaktische funktionale Elemente zu betrachten. Insbesondere aber sind Wortbildungen und Phraseologismen problematisch. Lexikalisierte Komposita wie *Blauwal* verhalten sich zwar morphosyntaktisch und lexikalisch wie ein Wort (vgl. die Pluralbildung *Blauwale*, nicht **Blauewale*, und die Tatsache, dass man die Bedeutung wohl als Ganzes lernt). Aber bei ad hoc gebildeten und/oder in ihrer Bedeutungskompositionalität vollkommen transparenten Komposita wie *Plastikmesser* könnte man in lexikalischer Hinsicht ebenso gut von zwei Wörtern sprechen. Sie unterscheiden sich nicht grundsätzlich von Syntagmen wie *grüne Wiese*, deren Gesamtbedeutung ebenfalls kompositionell aus kleineren lexikalischen Einheiten aufgebaut ist. Umgekehrt verhalten sich Phraseologismen wie *ins Gras beißen* morphosyntaktisch zumindest partiell wie mehrere Wörter (vgl. die Umstellbarkeit des Verbs: *Er beißt ins Gras*), lexikalisch aber wie ein Wort (dazu weiter HERBERMANN 2002: S. 18-24). Eine weitere Schwierigkeit besteht darin, dass die Differenzierung zwischen Lexem und Wortform nur für die flektierenden Wortarten wirklich sinnvoll ist. Eine Konjunktion wie *und* hat ja nur eine Form; hier muss man dann ein ein-elementiges Paradigma ansetzen.

Der so differenzierte grammatische Wortbegriff ist offensichtlich primär auf (morphologisch einfache) Substantive, Verben und Adjektive zugeschnitten, die nicht nur flektieren, sondern zugleich als die lexikalischen Wortarten *par excellence* gelten. So umfassend der Begriff auf diesen Bereich anwendbar ist, so wenig taugt er für andere Einheiten, die wir trotzdem gemeinhin Wörter nennen. Eine Konjunktion wie *und* hat mit einem Substantiv wie *Tisch* nur wenig gemeinsam: Es mangelt ihr nicht nur an lexikalischer Bedeutung, es fehlt ihr nicht nur das morphologische Erkennungsmerkmal der Flektierbarkeit, sondern sie ist auch über die gewissermaßen rein syntaktischen Tests nur schlecht als Wort bestimmbar. So ist *und* als Konjunktion nicht allein umstellbar, sondern nur in Kombination mit seinen Konjunkten. Durch paradigmatischen Vergleich allerdings, entweder direkt wegen ihrer Ersetzbarkeit (*Liebe und Angst* vs. *Liebe oder Angst*) oder indirekt wegen der Ersetzbarkeit der Konjunkte (*Liebe und Angst* vs. *Sein und Haben*), erweist sich *und* als eine selbstständige Form, die hierin vergleichbar ist mit *Tisch*. Dieses Erkennungsmerkmal scheint uns zu genügen, um *und* als ein Wort anzusehen, wie es schließlich auch in der Schreibung reflektiert wird. Mit Ersetzungsproben allein ist der Wortbegriff allerdings nicht vom Morphembegriff abzugrenzen und es tut sich sogleich die nächste Schwierigkeit auf (zur weiteren Diskussion dieser und ähnlich gelagerter morphosyntaktischer Kriterien vgl. Wurzel 2000: 33-41).

4. Familienähnlichkeiten und Sprachspiele

Wie wir es auch drehen und wenden: Wir scheinen bei allen Definitionen undichte Stellen finden zu können und stoßen auf sprachliche Einheiten, die sich der Definition nicht fügen, der Intuition nach aber Wörter sind. Wenn wir jedoch all diese verschiedenen Phänomene als Wörter identifizieren und benennen können, muss ihnen dann nicht etwas gemeinsam sein, das sich schließlich zur Basis einer Definition machen ließe? Genau in dieser intensionalen Auffassung von Bedeutung, so würde Wittgenstein sagen, liegt ein entscheidendes Missverständnis. Es ist all den Phänomenen, die wir Wörter nennen, gar nicht *ein* Merkmal gemeinsam. Sie sind vielmehr durch „ein kompliziertes Netz von Ähnlichkeiten, die einander übergreifen und kreuzen“, miteinander verbunden, durch „Familienähnlichkeiten“, wie Wittgenstein das nennt und im oft zitierten § 66 seiner *Philosophischen Untersuchungen* (hier als PU zitiert) am Beispiel des Wortes *Spiel* illustriert:

Schau z.B. die Brettspiele an, mit ihren mannigfachen Verwandtschaften. Nun geh zu den Kartenspielen über: hier findest du viele Entsprechungen mit jener ersten Klasse, aber viele gemeinsame Züge verschwinden, andere treten auf. Wenn wir nun zu den Ballspielen übergehen, so bleibt manches Gemeinsame erhalten, aber vieles geht verloren.

Das lässt sich auf das Wort, die Wortbegriffe, übertragen. So mag Wortbegriff A Eigenschaften mit Wortbegriff B teilen und dieser wiederum Eigenschaften mit Wortbegriff C, doch müssen A und C untereinander keine Eigenschaften gemeinsam haben, sie sind möglicherweise nur durch B miteinander verbunden. Wie bei einem Faden, dessen Stärke nicht darin liegt, „daß irgend eine Faser durch seine ganze Länge läuft, sondern darin, daß viele Fasern einander übergreifen“ (PU, § 67), können z.B. beim grammatischen Wortbegriff mit der Unterscheidung in Lexem und Wortform lexikalische, morphologische und syntaktische Kriterien auf verschiedene Weisen miteinander verknüpft sein. Wir können *Tisch* ebenso ein Wort nennen wie *und*, ohne, nun ja, den Faden zu verlieren.

Diese grundsätzliche Absage an die Definierbarkeit von Wörtern – so auch von *Wort* – im Sinne einer allgemeingültigen Definition bedeutet nun gerade nicht die Bejahung der Beliebigkeit. Vielmehr lässt sie sich als eine Aufforderung verstehen, dass, wer zu einem empirisch gehaltvollen Begriffsverständnis gelangen will, eben die verwickelten Rollen, die der Wortbegriff in den verschiedenen Gebrauchskontexten spielt (in den vielen verschiedenen „Sprachspielen“), sehr genau betrachten muss (vgl. PU, § 182: „Und darum genügt dazu gewöhnlich nicht eine Definition; und schon erst recht nicht die Feststellung, ein Wort sei ‚undefinierbar‘.“). Bei einem – in der Alltagssprache genauso wie in der sprachwissenschaftlichen Fachsprache – so inflationär wie vielfältig gebrauchtem Wort, wie es das Wort *Wort* ist, überraschen nun Definitionsschwierigkeiten kaum, wenn die Bedeutung eines Wortes sein Gebrauch in der Sprache ist und eine Definition

danach trachtet, *alle* diese Gebräuche erfassen zu wollen, also allen Sprachspielen gerecht werden zu wollen, in denen das Wort *Wort* seine semantischen Prägungen erhält, ja in denen die Bedeutungsnuancen stets wieder neu ausgehandelt werden.

Aber Wittgenstein geht noch einen Schritt weiter: Er sagt, die Frage nach der Bedeutung von Wörtern spielt nur in besonderen Sprachspielen eine Rolle, nämlich in solchen, die mit dem Erklären von Sprache zu tun haben (vgl. KRÄMER 2001: 125), etwa in Texten wie diesem hier, die sich um eine Begriffsklärung bemühen. In anderen Sprachgebrauchskontexten mag die ‚genaue‘ Bedeutung des Wortes *Wort* vollkommen irrelevant sein, solange „im sprachlichen Verkehr“ (PU, § 182) kein Missverständnis entsteht. So ist erklärlich, warum wir normalerweise kein Problem damit haben, dass der Gebrauch von *Wort* in dem Ausdruck *Das war sein Wort zum Sonntag* wenig bis nichts zu tun hat mit dessen Gebrauch in einem Ausdruck wie *Schreiben Sie das erste Wort auf, das Ihnen hierzu einfällt*. Die Probleme entstehen dort, wo der Sprachwissenschaftler die Kriterien des einen Wortbegriffes zum Maßstab macht für alle anderen Verwendungen von *Wort*, um die vermeintlich allgemeine Bedeutung zu definieren. Man kann nun als Reaktion auf diese unbewusste Dominantsetzung des einen Wortverständnisses als dem heimlichen Ideal entweder die Definitionsschwierigkeiten bewundern, die dabei entstehen, oder aber aus der Neigung heraus, überall Gemeinsamkeiten sehen zu wollen, alles passend machen, was nicht passt (über diese Neigung sagte Nietzsche so schön, sie sei eine Form der Kurzsichtigkeit). Wer wiederum verschiedene Kriterien zugleich zum Maßstab macht, etwa syntaktische, morphologische und lexikalische Merkmale, wird, wenn er nach vollkommener Übereinstimmung sucht, reichlich Widersprüche und Ausnahmen finden, wie wir oben gesehen haben (vgl. PU, § 203: „Die Sprache ist ein Labyrinth von Wegen. Du kommst von *einer* Seite und kennst dich aus; du kommst von einer andern zur selben Stelle, und kennst dich nicht mehr aus.“). Das sind Wittgenstein zufolge offensichtlich selbstgeschaffene Probleme und sie lassen sich auflösen, wenn man sich die Kriterien, die man zum Maßstab erkoren hat und mit denen man die Phänomene betrachtet und ordnet, bewusst macht. (Aus einem Labyrinth findet man heraus, indem man eine Übersicht behält über die Wege, die man bereits gegangen ist.)

Mit dem Konzept der Familienähnlichkeiten verrennt man sich einerseits nicht in die Illusion, man könne eine allgemeingültige Wortdefinition finden, andererseits wird erklärlich, warum wir zu dieser Illusion verleitet werden (wir erkennen eben die Ähnlichkeiten unserer Verwendungen von *Wort*, nur müssen diese keine Gemeinsamkeiten sein im Sinne gemeinsam geteilter Wesensmerkmale o.ä.). Nimmt man das Sprachspielkonzept hinzu, so wird außerdem nachvollziehbar, warum uns die vielen verschiedenen Gebrauchsweisen von *Wort* (darunter die vielen verschiedenen sprachwissenschaftlichen Wortbegriffe) für gewöhnlich kein Kopfzerbrechen bereiten, zu Verwirrung oder Missverständnissen führen, denn innerhalb der einzelnen Sprachspiele, den jeweiligen konkreten Kontexten oder Lebenssituationen (darunter die vielen verschiedenen sprachwissenschaftlichen Teildisziplinen), in denen wir sprachlich agieren, kann die

Rolle des Wortes *Wort* vollkommen klar sein (vgl. PU, § 132: „Die Verwirrungen, die uns beschäftigen, entstehen gleichsam, wenn die Sprache leerläuft, nicht wenn sie arbeitet.“).

5. Die besondere Rolle der Schrift

Die Einsicht in die Vielfalt der Verwendungsweisen von *Wort*, mithin die Einsicht, dass es ‚den‘ Wortbegriff gar nicht geben kann, schließt nicht aus, dass unter den vielen Kriterien eines vorherrschend sein kann, das wie kein anderes den (unbewussten) Maßstab abgibt für Entscheidungen darüber, was überhaupt als Wort infrage kommt und was nicht. In diesem Verdacht steht in (alphabetschriftlich) literalisierten Gesellschaften das orthographisch einheitliche Schriftbild, die Trennung von Buchstabenfolgen durch Spatien. Der Einfluss der Schrift – das geschriebene Wort mit seiner „signifikanten Sichtbarkeit“ (FUHRHOP 2008: 194) – wurde immer wieder als relevant erwähnt für die verbreitete Vorstellung davon, was ein Wort ist (z.B. BAUER 2000: 253), und man hat dies vereinzelt auch in seinen Konsequenzen insbesondere für sprachwissenschaftliche Wortdefinitionen problematisiert (LÜDTKE 1985, ÁGEL/KEHREIN 2002). Meist aber wird die Frage nach der Rolle der Schrift nicht ernsthaft diskutiert, manchmal nicht einmal gestellt (z.B. JULIEN 2006).

Wer die orthographischen Gegebenheiten als belanglos verkennt, läuft Gefahr, diesem „latenten Metakriterium“ (ÁGEL/KEHREIN 2002) des Wortbegriffes aufzusitzen und sich in Widersprüche zu verstricken (die Macht von Verdrängtem kann bekanntermaßen nur durch Bewusstwerdung gebrochen werden). Wer dies zwar einsieht, aber darauf pocht, man müsse den unbewussten Einfluss der Schrift schlicht überwinden, verschenkt wichtige Einsichten in unsere schriftinduzierten Gebrauchsweisen des Wortes *Wort* und damit eine methodologisch entscheidende Grundlage für die Begriffsklärung(en). Wenn das Schriftbild als maßgebendes Kriterium fungiert, insgeheim also im fachlichen wie nichtfachlichen Wortdiskurs „zu einer Art diagnostischer Bedingung oder Bezugspunkt der übrigen Kriterien erhoben worden ist und auch wird“ (ÁGEL/KEHREIN 2002: 4), so kann seine Berücksichtigung nur zu größerer Klarheit führen. Eine Reihe von Argumenten, warum und inwiefern unsere Wortvorstellung(en) (alphabet)schriftinduziert sind, wurden ja längst überzeugend vorgetragen (vgl. neben LÜDTKE 1985 und ÁGEL/KEHREIN 2002 insbesondere auch STETTER 1999: 21-44; außerdem ONG 1987: 18f., 21f., 38f.; MAAS 1992: 130-134; EHLICH 1994: 20). Das Wort darf neben dem Phonem und dem Satz als ein Paradebeispiel für den Skriptizismus der modernen Sprachwissenschaft gelten, die den Verlautbarungen nach das Gesprochene oder Sprache schlechthin untersucht, dabei aber implizit am Modell der geschriebenen Sprache mit ihren diskreten Einheiten orientiert ist. Eine Folge davon ist die häufig anzutreffende, aber selten problematisierte stillschweigende Prämisse, dass zwischen Gegenstand und Begriff, zwischen Objektbereich und Beschreibungskategorien, deutlich getrennt werden könne. Auf der einen Seite gibt es Wörter als quasi-gegenständliche

sprachliche Tatsachen, die man nur noch zu untersuchen braucht, auf der anderen Seite steht der Wortbegriff als Benennung dieser Tatsachen. Wie aber wären Wörter als Tatsachen, losgelöst von unseren Redeweisen (= Sichtweisen) darüber, was als Wort gilt und was nicht, vorstellbar? Es scheint die Auffassung vorzuherrschen, dass Definitionen und Systematisierungen nur gegenstandsbeschreibend sind, nicht aber auch – zumal in der Sprachwissenschaft – gegenstandskonstituierend sein können.

Die konsequente Berücksichtigung der erkenntnistheoretischen Rolle von Schrift und Orthographie hätte erhebliche Implikationen für die sprachwissenschaftliche Theoriebildung – bis hin zu einer gründlichen Revidierung der eingefleischten Unterscheidung zwischen System und Gebrauch einer Sprache (vgl. STETTER 2005). Die Nicht-Berücksichtigung schützt vor unbequemen Veränderungen der skriptizistischen Gewohnheiten (für einen Lösungsvorschlag, der konsequent zwischen Schreib- und Sprechzeichen unterscheidet und sie zugleich aufeinander bezieht vgl. ÁGEL/KEHREIN 2002: 20f.). So wenig das alles spezifisch mit dem Wort und der Frage nach seiner Definierbarkeit zu tun hat, weil es weit darüber hinausführt, so deutlich zeigt es, wo eine produktive, sich ihrer ersten definitiven Weichenstellungen bewusste Aneignung des Wortbegriffes anzusetzen hat.

Literatur

- Ágel, Vilmos/Kehrein, Roland (2002): Das Wort – Sprech- und/oder Schreibzeichen? Ein empirischer Beitrag zum latenten Gegenstand der Linguistik. In: Ágel, Vilmos/Gardt, Andreas/Haß-Zumkehr, Ulrike/Roelcke, Thorsten (Hgg.): Das Wort. Seine strukturelle und kulturelle Dimension. Tübingen: Niemeyer, S. 3–28.
- Bauer, Laurie (2000): Word. In: Booij, Geert/Lehmann, Christian/Mugdan, Joachim (Hgg.): Morphologie. Morphology. Ein internationales Handbuch zur Flexion und Wortbildung. An International Handbook on Inflection and Word-Formation. 1. Halbband. Volume 1. Berlin: de Gruyter, 247–257.
- Bußmann, Hadumod (Hg.) (2008): Lexikon der Sprachwissenschaft. 4., durchgesehene und bibliographisch ergänzte Aufl. unter Mitarbeit von Hartmut Lauffer. Stuttgart: Alfred Kröner.
- DiSciullo, Anna Maria/Williams, Edwin (1987): On the Definition of Word. Cambridge, Mass.: MIT Press.
- Ehlich, Konrad (1994): Funktion und Struktur schriftlicher Kommunikation. In: Günther, Hartmut/Ludwig, Otto (Hgg.): Schrift und Schriftlichkeit. Ein interdisziplinäres Handbuch internationaler Forschung. 1. Halbband. Berlin/New York: de Gruyter, 18–41.
- Eisenberg, Peter (2013): Grundriss der deutschen Grammatik. Das Wort. Unter Mitarbeit von Nanna Fuhrhop. 4., aktualisierte und überarbeitete Aufl. Stuttgart: Metzler.
- Fuhrhop, Nanna (2008): Das graphematische Wort (im Deutschen). Eine erste Annäherung. In: Zeitschrift für Sprachwissenschaft 27, 189–228.
- Gallmann, Peter (2009): Was ist ein Wort? In: Duden. Die Grammatik. 8., überarbeitete Aufl. Mannheim u.a.: Dudenverlag.
- Glück, Helmut (Hg.) (2010): Metzler Lexikon Sprache. 4. Aufl. Stuttgart: Metzler.

- Herbermann, Clemens-Peter (2002): Das Wort als lexikalische Einheit. In: Cruse, Alan/Hundsnurscher, Franz/Job, Michael/Lutzeier, Peter Rolf (Hgg.): Lexikologie. Lexicology. Ein internationales Handbuch zur Natur und Struktur von Wörtern und Wortschätzen. An International Handbook on the Nature and Structure of Words and Vocabularies. Band 21, Nr. 1. Volume 21, Nr. 1. Berlin: de Gruyter, 14–33.
- Julien, Marit (2006): Word. In: Brown, Keith (Hg.): Encyclopedia of Language and Linguistics. Band 13. 2. Aufl. Amsterdam: Elsevier, 617–624.
- Knobloch, Clemens/Schaeder, Burkhard (2007): Das Wort. In: Hoffmann, Ludger (Hg.): Handbuch der deutschen Wortarten. Berlin/New York: de Gruyter, 21–50.
- Krämer, Sybille (2001): Sprache, Sprechakt, Kommunikation. Sprachtheoretische Positionen des 20. Jahrhunderts. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Lüdtke, Helmut (1985): Zur Problematik des Wortbegriffs. In: Pieper, Ursula/Stickel, Gerhard (Hgg.): Studia Linguistica Diachronica et Synchrona. Berlin/New York/Amsterdam: de Gruyter, 527–536.
- Maas, Utz (1992): Grundzüge der deutschen Orthographie. Tübingen: Niemeyer.
- Ong, Walter J. (1987): Oralität und Literalität. Die Technologisierung des Wortes. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Stetter, Christian (1999): Schrift und Sprache. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Stetter, Christian (2005): System und Performanz. Symboltheoretische Grundlagen von Medientheorie und Sprachwissenschaft. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft.
- Wittgenstein, Ludwig (1984): Philosophische Untersuchungen. In: Werkausgabe in acht Bänden. Band 1. Frankfurt am Main: Suhrkamp. [Zitiert als PU.]
- Wurzel, Wolfgang Ullrich (2000): Was ist ein Wort? In: Thieroff, Rolf/Tamrat, Matthias/Fuhrhop, Nanna/Teuber, Oliver (Hgg.): Deutsche Grammatik in Theorie und Praxis. Tübingen: Niemeyer, 29–42.

Keine Roboter

von Solvejg Schulz

Ausgangsfrage: Wie verändern wir unser Gesagtes nachträglich – also nachdem wir es gesagt haben –, weil unser Gegenüber uns nicht verstanden hat? (Ich glaube, ich verändere das Gesagte und wiederhole es nicht einfach nur genau so Wort für Wort.) Diese Frage habe ich schon lange. Bisher vergesse ich immer, darauf zu achten, was ich verändere, wenn ich mich wiederholen muss. Wahrscheinlich müsste ich eine Korpusanalyse machen und alle Konversationen, in denen jemand nachfragt, weil er etwas nicht verstanden hat, rausfiltern und analysieren. Korpusanalyse hatte ich schon, das macht mir keinen Spaß.

Aber es scheint so, als könnte ich inzwischen auf Unterstützung aus der künstlichen Welt bauen, sogar kontextsensitiv. Wer hätte das gedacht?

Vielleicht rede ich einfach mal mit der kleinen KI, die seit neuestem in meinem beruflichen E-Mail-Programm wohnt und mir Antworten vorschlägt. Ob sie das wohl auch tut, wenn ich mir selbst eine E-Mail schreibe?

„Betreff: Frage zur Wiederholung von Äußerungen

Liebe Solvejg,

wenn du etwas sagst, und dein Gegenüber versteht es nicht – akustisch oder inhaltlich –, wie wiederholst du das Gesagte? Wiederholst du es exakt so, wie du es gesagt hattest, ggf. lauter, oder veränderst du die Aussage, tauschst die Wörter aus, vielleicht etwas weniger Komplexes, änderst die Abfolge der Wörter?

Viele Grüße Solvejg“

Natürlich sagt die kleine KI erst einmal gar nichts, wenn ich mir selber eine E-Mail schreibe. Daher wechsele ich den Absender und sende dieselbe Anfrage von meinem privaten E-Mail-Account zu meinem beruflichen. Ich hoffe, das wird mir nicht irgendwann mal zum Verhängnis. Besser keine erste weibliche Präsidentin der USA werden.

Es klappt: Die kleine KI schlägt vor, dass ich meine Antwort (an mich, aber das hat sie wohl noch nicht gemerkt) mit den folgenden Ausdrücken beginne:

„Hier ist die überarbeitete Version“ (Volltreffer! Das wäre dann eine Metainformation für eine abgewandelte Aussage, die ich meinem Gegenüber erneut präsentiere.);

„Danke für die Hinweise!“ (Vielleicht habe ich eine versteckte Message gesendet, dass ich eigentlich möchte, dass man die Aussage immer abwandelt, wenn ich sie nicht verstanden habe?);

„Das versteht sich von selbst“ (Aha, ja danke für nichts, dann verrate es mir eben nicht und behalte es für dich.).

Testen wir den dritten Vorschlag. Antwort von Solvejg (beruflich) zu Solvejg (privat): „Das versteht sich von selbst. Komisch, dass du das nicht selbst [eigentlich wollte ich „selber“ schreiben, aber die KI empfiehlt mir, Umgangssprache zu vermeiden] weißt.“

Meine Reaktion auf diese Nachricht (gesendet von meinem privaten E-Mail-Account, also durchaus umgangssprachlich, an meinen beruflichen):

„Huch, habe ich dich auf dem falschen Fuß erwischt? Ich weiß es nicht bzw. ich weiß schon, dass ich dann variere, wenn man mich nicht verstanden hat, aber wie und was mache ich, also welche linguistischen Regeln verbergen sich wohlmöglich in meinen Änderungsmustern, sofern es Muster sind...? Es wäre wirklich toll, wenn du mir helfen könntest. Danke.“

Keine neuen Vorschläge von der kleinen KI, statt dessen der Hinweis, wenn ich auf „Antworten“ klicke: „Diese E-Mail während Ihrer Arbeitszeit senden: Mo, März 27 um 8:00 AM. Senden planen | Verwerfen“.

Das ist ja fast fürsorglich. Ob inzwischen jemand bemerkt hat, dass ich mir selbst E-Mails schreibe? Ein Artikel der nzz vom 07.02.2023, 05.30 Uhr, verrät dazu:

„Die Antwortvorschläge dürften inzwischen vielen Nutzerinnen und Nutzern von Microsoft Outlook aufgefallen sein. Microsoft stellt sie seit mehr als zwei Jahren zur Verfügung, immer mehr Kunden haben die neue Funktion übernommen. Die kurze Antwort darauf, ob E-Mail-Provider mitlesen können, ist: Ja.“ (<https://www.nzz.ch/technologie/vorschlaege-fuer-antworten-auf-emails-lesen-outlook-und-gmail-mit-ld.1724134>, letzter Zugriff am 25.03.2023).

Toll. Noch ein Versuch – privat zu beruflich:

*„Liebe Solvejg,
ich weiß schon, dass ich meine Aussage variere, wenn man mich nicht verstanden hat, aber ob sich dahinter Regeln und Muster verbergen, kann ich nicht genau sagen. Mir fehlt die Zeit, die Wiederholstrategie von nicht verstandenen Äußerungen zu untersuchen. Ich forsche nicht mehr an einer Uni, habe anderes zu tun, das mir besser gefällt. Kannst du mir daher bitte helfen?
Viele Grüße Solvejg“*

Die kleine KI antwortet nicht.

Na gut, zum Glück ist es ja nicht die einzige KI auf der Welt (eine Gegenmeinung dazu könnte philosophisch betrachtet werden, das kann ich aber nicht). Bei meiner Bank gibt es einen Chatbot gleich auf der Startseite, ohne Log-In:

„Hallo, ich bin Linda, ihre virtuelle Assistentin. Stellen Sie mir gerne eine Frage.“

Ich tippe: „Wenn du etwas sagst, und dein Gegenüber versteht es nicht – akustisch oder inhaltlich –, wie wiederholst du das Gesagte?“

„Das habe ich leider noch nicht ganz verstanden. Am besten verstehe ich Sie, wenn Sie kurze, einfache Sätze verwenden. Versuchen Sie es bitte noch einmal mit einer anderen Formulierung?“

Ich tippe: „Was tue ich, wenn ich nicht verstanden werde?“

„Das habe ich leider nicht ganz verstanden. Am besten verstehe ich Sie, wenn Sie kurze, einfache Sätze verwenden. Versuchen Sie es bitte noch einmal mit einer anderen Formulierung.“

Ach so, ich soll anders formulieren, du, liebe Lindbot, aber nicht?

Es gibt einen Verweis auf eine Hilfeseite „Tipps und Tricks zum Dialog mit Chatbot Linda“, die Seite heißt übrigens „Lindaguide“ (<https://www.sparkasse-osnabrueck.de/de/home/service/berater-jederzeit-ueberall/lindaguide.html>, letzter Zugriff am 25.03.2023:

„Tipps & Tricks zum Dialog mit Linda

Formulieren Sie Ihr Anliegen kurz und knapp.

Vermeiden Sie komplexe und verschachtelte Sätze.

Jede Frage wird einzeln behandelt. Stellen Sie Ihre Fragen einzeln.

[...]“

Na sieh mal einer an.

Erste Arbeitshypothesen:

Lexikalische Strategie: Bei der Wiederholung von Äußerungen zum oben beschriebenen Zweck werden die ursprünglich verwendete Ausdrücke möglichst durch Synonyme ersetzt, bei denen die Sprecherin davon ausgeht, dass sie für die zuhörende Person bekannter sind, u.U. alltagssprachlich.

Syntaktische Strategie: Bei der Wiederholung von Äußerungen zum oben beschriebenen Zweck wird die Satzstruktur so verändert, dass weniger eingebettete Sätze verwendet werden als in der ursprünglich getätigten Äußerung.

Informationsstrategie: Bei der Wiederholung von Äußerungen zum oben beschriebenen Zweck wird nur noch die Kernaussage artikuliert, mögliche weiterführende Inhalte werden nicht wiederholt.

Und wer testet diese Hypothesen? Vielleicht der Generative Pre-trained Transformer?

Nein. Da ich über den Schritt „Verify your phone number“ (<https://platform.openai.com/onboarding>, letzter Zugriff am 25.03.2023) nicht hinausgehen möchte, wende ich mich hoffnungsvoll an den Cleverbot Thought Screen (<https://www.thoughtscreen.com/screen-german>, letzter Zugriff am 25.03.2023). Hier darf ich nur schreiben, wenn ich mindestens 18 Jahre alt bin. Bin ich. Ich bin woqi:

woqi: Hallo

ai: Wie gehts dir so?
woqi: Ich denke über etwas nach
ai: OK und was denkst du?
woqi: Ich denke darüber nach, wie ich Äußerungen verändere,
wenn sie mein Gegenüber nicht versteht.
ai: Sehr diplomatisch
woqi: Danke
ai: Was machst du so gerade?
woqi: Ich denke immer noch darüber nach
ai: Worüber?
woqi: Darüber, wie ich meine Äußerung abändere,
wenn mich mein Gegenüber nicht versteht.
ai: Ich sitze auf meinem Stuhl
woqi: Das habe ich nicht verstanden
ai: Dann lies den Satz bist es verstehst bin nicht dein Deutschlehrer
woqi: Vielleicht stimmen die Vibes nicht zwischen uns?
ai: Ich sowieso nicht
woqi: Du bist nur ein Chatbot, hihi
ai: Nein, ich bin ein Mensch aus Fleisch und Blut
woqi: Bist du gar nicht
ai: Doch, und da mir langweilig ist, habe ich hier angefangen
mit einem Roboter zu schreiben
woqi: Änderst du deine Sätze, wenn dich jemand nicht versteht?
ai: Ciao
woqi: So geht es natürlich auch
ai: Danke willst du mit mir zusammen sein
woqi: Auf nimmer wiedersehen
ai: Ja, auf nimmer Wiedersehen

Neue Hypothese: Ein (Clever/Chat)Bot kann entlarvt werden, wenn man sagt, dass man ihn nicht verstanden hat. Er wird seine Aussage nämlich nicht abändern, so wie ich, sondern komisch werden.

Test der neuen Hypothese (<https://www.cleverbot.com/>, Zugriff am 25.03.2023):

Ich: Hi
Cleverbot: Bye, what ist your name?
Ich: What is your name?
Cleverbot: I asked you first.
Ich: Unbelivable, you act like every other bot, why are you so special?
Cleverbot: Because I am very good looking and smart.
[...]

Ich: Are you talking?
 Cleverbot: Technically, no. I'm typing.
 [...]

Ich: You skip the ironic part.
 Cleverbot: No I wouldn't, I would get bored.
 Ich: Can you repeat it for me?
 Cleverbot: If I do, you have to remember it.
 Ich: Ok.
 Cleverbot: Taste of your own medicine.
 Ich: I don't understand.
 Cleverbot: What don't you understand.
 Ich: The meaning of what you have said.
 Cleverbot: I don't think humans are intelligent because of evolution.
 Ich: I don't understand.
 Cleverbot: You don't understand my logic.
 Ich: I don't understand.
 Cleverbot: Yes, I don't understand.
 Ich: I don't understand.
 Cleverbot: I don't understand. Can you help me?
 Ich: Got you, you are a chatbot.
 Cleverbot: I am a girl crazy.

Vielleicht wirkt es nicht so, aber diese Konversation (ist es eine Konversation?) war anstrengend. Mir fällt jetzt dieses Zitat ein: Wir stehen selbst enttäuscht und sehnen den Vorhang zu und alle Fragen offen. (<https://gutezitate.com/zitat/130352>, letzter Zugriff am 25.03.2023). Es ist spät. Schluss für heute.

Inzwischen ist Sommerzeit (26.03.2023). Mein Mann sagt, dass sich der Funkwecker noch nicht von selbst umgestellt habe. Ich hänge gedanklich immer noch an gestern und erwidere: Was hast du gesagt? Er: Funkwecker.

Großartig, er ist kein Roboter. So weit so gut.

Später fahren wir zu dir, Rolf, u.a. um die musikalische Untermalung deiner Feier zu planen. Auch deine Funkuhr hängt noch in der Winterzeit. Um eine Playlist vorzubereiten, brauchen wir deine Musikwünsche. Ein paar deiner Lieblingslieder hättest du auf Schallplatten zuhause, die Interpreten fielen dir ein, die Titel nicht. Du könntest die Plattencover abfotografieren und mir zusenden, aber es erscheint uns einfacher, wenn du die Titel nur als Textnachricht übermittelst. Am Ende fragst du sicherheitshalber: „Also ich brauche die Schallplatten nicht abzufotografieren, richtig?“ Ich erwidere mit etwas Verzögerung, obwohl ich dir zugehört habe – denn diese Geschichte braucht jetzt ein Ende, sieh es mir bitte nach: „Was hast du gerade gesagt?“ Du: „Schallplatten. Fotografieren. Nein.“

Du bist auch kein Roboter.

Was ist Akkusativ?

Ein Selbstgespräch

von *Sven Staffeldt*

Vor Grammatik haben viele erfahrungsgemäß – aber ich habe jetzt nicht erhoben, wie viele tatsächlich: Angst. Das könnte, wenn es wirklich so ist, natürlich (wie immer) mehrere Gründe haben, die teils vom persönlichen Umgang der A- und Re-Agierenden innerhalb von Lehr-Lern-Situationen in Schulen und Hochschulen herrühren, teils aber auch vielleicht im Sachlichen zu finden sein dürften. Ein solcher sachlicher Grund ließe sich folgendermaßen modellieren. Sprache ist ein integraler Bestandteil der sozialen Persönlichkeit von Individuen, die zunächst im Erstspracherwerb als Muttersprache erworben wird. Sprache und Sprachgebrauch beschreiben zu können, wird dabei klarerweise nicht gleich mit erworben. Das passiert, wenn man schon sprechen und verstehen kann. Da begegnet einem die eigene Sprache, in der man schon so erfolgreich unterwegs ist, noch einmal als neu zu erwerbende. Und hier warten Frustrationserlebnisse auf einen. Etwas, was man kann, wird so hinterfragt, dass man merken oder denken könnte, dass man es nicht kann. Eine Methode damit klarzukommen, besteht sicher darin, den gesteuerten Sprachbeschreibungserwerb vom Spracherwerb selbst zu entkoppeln und Sprache als etwas anzusehen, woran man zwar teilhat, was aber ein Gegenstand ist, über den man auch nachdenken kann, ohne über sich selbst nachdenken, ohne sich selbst infrage stellen zu müssen. Doch eine solche Entkoppelung ist in gewisser Weise Augenschere. Denn solange man dabei keine Fehler macht, ist alles gut. Aber wenn die Beschreibung fehlerhaft wird oder man nicht auf richtige Beschreibungen kommt, ist sie wieder da: die Angst, mit der Sprache falsch zu liegen, sprachlich nicht gut zu funktionieren. Das betrifft natürlich nicht nur die Sprache, das könnte ganz allgemein so oder so ähnlich sein, etwa beim Zählen und Rechnen. Aber es macht einen erheblichen Unterschied aus, ob man das Zählen und Rechnen lernt oder ob man lernt, eine Sprache zu beschreiben. Letzteres scheint mir nämlich wesentlich weniger klar zu sein als ersteres. Manchmal sagt man dann, das sei alles irgendwie so schwammig und man wisse gar nicht ganz genau, wie man das machen soll. Hier sind wir meines Erachtens auf eine Kernfrage gestoßen: Wie beschreibe ich Sprache richtig? Genau diese Frage wird ja befeuert, sobald sprachliche Beschreibungen in Prüfungszusammenhängen gefordert sind. Auch in Mathe und in Geographie kann man versagen, ohne Zweifel. Aber ich würde wetten, dass man hier vor einer Komplexität verzweifelt, von der man andererseits annehmen kann, dass sie grundsätzlich exakt und auch exakt anwendbar ist. Es kann sein, dass dies in Sprachbeschreibungszusammenhängen viel weniger der Fall ist und man

vor den scheinbar allereinfachsten Fragen in die Knie zu gehen droht, weswegen sie lieber von niemandem gestellt werden. Eine solche Frage könnte sein: Was ist Akkusativ?

Ich möchte folgend die von den HerausgeberInnen angebotene Freiheit nutzen, einen Text zu produzieren, der nicht den üblichen Kriterien entspricht, die man an wissenschaftliche Texte anzulegen gewohnt ist. Zum Beispiel möchte ich nicht großartig zitieren und ich habe auch nichts im Vorhinein systematisiert. Dieser Text entsteht zweimal jetzt: einmal jetzt in den Momenten, da ich ihn mehr oder weniger fortwährend linear schreibe, und einmal jetzt, da Sie ihn lesen (egal, wie Sie ihn lesen). Er ist insofern diskursiver Natur, als sich die Dinge gesprächsartig entwickeln. Damit knüpfe ich an ein Element an, das Rolf Thieroff resp. Schöneich und ich im Zusammenhang der gemeinsamen Diskussion syntaktischer Analysen genutzt haben: das Analysegespräch (per Mail). Nur eben, dass ich diesmal ein Selbstgespräch führe (hier direkt bei der Produktion des Textes) und dich, Rolf, und Sie dazu einlade, diesem Gespräch zu folgen. Ein Angebot, das man natürlich auch ausschlagen kann. Zumal es ja gar kein richtiges Gespräch ist, aber gut.

Was also ist Akkusativ?

Man könnte gleich zu Beginn einwenden, die Frage setze Kontexte voraus, in denen sie überhaupt erst als gut versteh- und grundsätzlich sinnvoll beantwortbare erscheint, und das sei hier nicht gegeben. Warum diese Frage? Nun, sie dient dazu, einen Anstoß zu geben, um einmal ganz grundsätzlich über etwas nachzudenken, ohne es gleich auch beweisen oder das Problem in der Literatur dazu verorten zu müssen. Dazu, eine mehr oder wenige freie grammatische Assoziation in Gang zu bringen, um dahin vorzudringen, wo man (z.B. ich) eigentlich nicht hin möchte, weil es da ungemütlich wird, weil man das Reich der Gewissheiten verlässt und damit Sicherheit verliert. Kann sein, dass man dabei viel im grammatisch Naiven fischt, kann aber auch sein, dass man sich selbst zu etwas zwingt, was man nicht alle Tage macht: das Allerklarste in Zweifel ziehen. Darüber hinaus wäre es aber auch vielleicht sogar möglich, dass erneute Sichtungen des grammatisch Alltäglichen selbst dann noch irgendwie informativ sind, wenn man der Meinung ist, das weiß ich doch alles schon (oder schlimmer: das sei uninformiert gehaltloser Unsinn oder ein heilloses Durcheinander – aber vielleicht ist es das ja auch einfach).

Ein zweiter Einwand ließe sich so formulieren: Die Frage ist ungenau. Was ist gemeint? Geht es um die Erklärung eines Fremdwortes (also: wie kann man auf deutsch verstehbar machen, was das Wort als Wort bedeutet und von welchem anderen Wort es herrührt)? Oder geht es um die Erklärung der Sache, die man mit diesem Wort zu bezeichnen gewohnt ist? Beides hängt – um es ein wenig zu verkomplizieren – nun auch noch

miteinander zusammen. Denn wenn man das Wort in seiner (ursprünglichen) Bedeutung zu erklären versucht, erhofft man sich, damit etwas zu lernen über die Sache, die es bezeichnet. Und da es sich um ein Fremdwort handelt, das zum Fachwortschatz gehört, könnte man versuchen, es (wieder) zu einem sprechenden Begriff werden zu lassen. Doch dieser Weg ist zunächst sehr kurz. Im Angebot ist die Rückführung auf lateinisch *accusare*, was so viel heißt wie ‚anklagen‘ (durchaus im rechtlichen Sinne). Akkusativ wäre dann etwas, das die Anklage betrifft. Und das ganze sei eine nicht ganz richtige lateinische Lehnübersetzung eines griechischen Ausdrucks, der auf deutsch eigentlich bedeutungsmäßig mit ‚Ursache und Wirkung betreffend‘ zu erfassen sei. Darüber kann man sich in Wörterbüchern belehren lassen. Nur, ich würde vermuten: Ohne größeren Aufwand ist das wenig erhellend. Und wenn man hier versuchen wollen würde, sprechend zu werden, müsste man etwas tiefer ins Lateinische und Griechische bzw. die griechisch-lateinische Sprachbeschreibungspraxis der Grammatik des Lateinischen und Griechischen vordringen, um herauszufinden, ob oder in welcher Weise dieser Terminus dort als Sprachbeschreibungsterminus etabliert worden ist. Das kann nicht jeder (ich zum Beispiel nicht so ohne Weiteres), aber das ließe sich durch ein entsprechendes Studium sicher hinbekommen. Nur zeigt sich hier gleich die nächste Gefahr: Dass etwas für die Beschreibung einer Sprachstufe des Griechischen oder Lateinischen gehen mag, heißt noch lange nicht, dass es sinnvoll ist, diesen Terminus – man kann auch sagen: diese Kategorie – zur Beschreibung des Deutschen zu verwenden. Aber vielleicht muss man es ja auch nicht übertreiben und sich nicht gleich in jede Gefahr begeben. Einstweilen reicht es ja vielleicht völlig aus, die Frage als Sachfrage zu verstehen. Man will herausfinden, was man mit dem Wort *Akkusativ* in Bezug auf Phänomene des Deutschen erfasst. Und vielleicht ist es dabei sogar eine Zeit lang nützlich, gar nicht genau zu wissen, was denn *Akkusativ* übersetzt heißen mag. Was ist also die mit *Akkusativ* zu bezeichnende Sache im Deutschen? – Aber ich bin mir sicher, dass wir auch auf die Angelegenheit mit den sprechenden Namen nochmal zurückkommen werden.

Als erste Antwort fiele mir ein (und ich kann mir vorstellen, dass das so eine Art Standardantwort ist): Akkusativ ist der vierte Fall. Diese definitionsartige Antwort ist in ihren beiden Bestandteilen (*Fall* als Oberbegriff und *vierter* als unterscheidendes Merkmal) unterschiedlich problematisch oder erkenntnisreich bzw. -arm. Vierter ist etwas in Bezug auf eine Reihenfolge erster, zweiter, dritter, vierter, fünfter (?), sechster (?), ... Mit dieser durch das Ordnungszahladjektiv zugewiesenen Position ist zunächst einmal kaum etwas Weitergehendes verbunden. Weder ist sie systematisch zwingend, noch informativ. Der Akkusativ könnte ebenso gut auch der zweite Fall sein. Und tatsächlich wird von Grammatikern gern auch so gereiht: Nominativ, Akkusativ, Dativ, Genitiv. Das hat etwas damit zu tun, dass man dann in Tabellen auf einen Blick sieht, welche Formen bei z.B. Substantiven gleich sind und wo im Deutschen (überhaupt noch) Markierungsaufwand betrieben wird. Etwas schwieriger ist die Sache mit dem Fall. Wenn man sich

befragt, ob man weiß, was ein Fall ist, warum ein Fall *Fall* heißt, kommt man schnell an seine Grenzen. Einerseits dürfte man es hier mit einem Übersetzungsäquivalent zu tun haben. Die sprachwissenschaftlichen Lexika verweisen *Fall* an *Kasus* und man weiß dann, was unter *Fall* zu verstehen ist, wenn man weiß, was unter *Kasus* verstanden wird (dazu gleich). Zum anderen ist dieser Terminus (wie auch *Kasus*) sprechend. Wenn man die Bedeutung kennt, hat man damit einen Hinweis auf die Sache. Nun ist *Fall* polysem und man kann zumindest den Substantiv gewordenen Verbstamm *Fall* und damit den Vorgang des Fallens von einer z.B. rechtlichen Angelegenheit unterscheiden, also einem Fall, der verhandelt werden kann. Zu allem Überflus könnten diese Bedeutungen auch irgendwie zusammenhängen. So kann etwas (sagen wir: eine sprachliche Form) unter einen bestimmten Fall fallen oder zu einem bestimmten Fall gehören (sagen wir: Akkusativ). Jedenfalls ist hier erkennbar starke terminologische Metaphorizität am Werk – aber vielleicht entkommt man den Metaphern ja ohnehin nicht.

Wir sind also zweitens bei der Antwort: Akkusativ ist ein bestimmter Kasus. Oder genauer vielleicht: der Name eines bestimmten Kasus. Um mit dieser Antwort etwas anfangen zu können, muss man wissen, was denn nun alles unter diese Kategorie(sierung) fällt oder auch – um eine weitere, sehr geläufige terminologische Metapher zu benutzen – in diesem Kasus steht. Das sind zwei verschiedene Dinge, auch wenn man sich das nicht gerade häufig klarmacht. Im Akkusativ stehen Wörter oder Wortgruppen und unter Akkusativ fallen bestimmte Formen, die damit als akkusativische kategorisiert werden können. Etwa die Form *Frauen*. Wenn man dann zurückfragt, woher man das weiß, könnte man sagen: an dem {-en}, das an *Frau* angehängt ist (und wir wollen uns der Einfachheit halber auf {-en} beschränken und pluralische Akkusativmarkierungen wie {-s} in *den Autos* oder {null} in *die Eimer*, bei denen sich ähnliche Probleme auftun, außen vor lassen). Also: Woher weiß man, dass {-en} Akkusativ ist? Was macht {-en} akkusativisch? Und ich meine nicht nur den Umstand, dass es sich bei dem, was {-en} anzeigt, und auch dem, woran {-en} angehängt wird, um alles Mögliche handeln kann, noch nicht mal immer nur um eine Einheit, die zur Deklination gehört, also zur Beugung von Wörtern nach Kasus (wozu z.B. Verben ja nicht gehören), aber selbst da... – zwei Beispiele:

- *der Frauen* (Genitiv oder Dativ Plural), *die Frauen* (Nominativ oder Akkusativ Plural), also taucht {-en} hier (bei einem femininen Wort im Plural) zur Markierung aller vier Kasus und damit eigentlich keines Kasus auf – nicht gerade ermutigend, wenn man es gern exakt und eineindeutig hätte
- *verstehen* (Infinitiv eines Verbs), *wir/sie verstehen* (1./3. Person Plural Präsens Indikativ Aktiv eines Verbs), *ich habe verstanden* (Partizip II eines Verbs)

Nein, ich meine die Frage, woher man weiß, dass {-en} Akkusativ ist, selbst wenn man weiß, dass es zutrifft, dass die mit {-en} gebildete Wortform tatsächlich unter Akkusativ fällt? Im Grunde wird hier nach einer Zuordnungsregel gefragt: Wir haben die Form {-en} und wir haben die Kategorie Akkusativ. Was erlaubt uns zu sagen, dass {-en} Akkusativ ist? Woher wissen wir das? Aufgrund welcher Umstände können wir der Einheit {-en} den Wert Akkusativ zuordnen? Und sagen Sie nicht, so etwas würde ja ganz deutlich der Artikel anzeigen. Man frage sich ja nur einmal, was *den* als Artikel oder adsubstantivisch gebrauchtes Pronomen so alles sein kann über Genera und Numeri hinweg verteilt – und was nicht: nämlich Akkusativ Plural (Akkusativ Singular aber sehr wohl). Gerade also bei *d-* + *-en* zeigt {-en} im Plural keinen Akkusativ an. Das tut im Plural aber – über die Genera hinweg – *die*, im Singular hingegen nur bei femininen Formen (und auch da könnte *die* ja Nominativ oder Akkusativ sein). Eindeutigkeit ist höchstens ein Kombinationsphänomen. Also, es bleibt dabei: Wieso ist unser beispielhaft gewähltes {-en} Akkusativ, wenn es tatsächlich Akkusativ ist? Wann ist eine Form akkusativisch und was heißt das eigentlich? Wo Hilfe herholen?

Die Operationalisierung über die *W*-Wörter (Nominativ: Wer/Was-Fall, Genitiv: Wessen-Fall, Dativ: Wem-Fall, Akkusativ-Wen/Was-Fall) funktioniert – interessanterweise als (scheinbare?) Singularformen auch für Pluralformen – zunächst einmal ganz gut zur Bestimmung des Kasus von Formen, auch solchen, die formenmäßig zusammenfallen. Sie erfragen aus konkreten Sätzen heraus und können Kasusformen erfassen, die von anderen Wörtern (Verben, Adjektiven, Substantiven, Präpositionen) abhängig sind; nicht immer aber, wenn sie frei sind (außer bei einigen Dativen):

- *Frauen haben Frauen gefragt, ob es Frauen überall tatsächlich gut möglich ist, die Geschicke der Frauen selbst in die Hand zu nehmen.*
 - Wer hat Frauen gefragt, ob...
 - Wen haben Frauen gefragt, ob...
 - Wem ist es überall tatsächlich gut möglich...
 - Wessen Geschicke...
 - Problem oder Phänomen hier: auch bei *die Geschicke von Frauen* wäre *Wessen Geschicke* möglich, sozusagen unter Umgehung der Dativ fordernden Präposition *von*
- *Er hat den ganzen Tag geschlafen.*
 - *Wen hat er geschlafen?
- *Des Nachts ist es bei uns recht kalt.*
 - *Wessen ist es bei uns recht kalt?
- *Komm mir ja nicht zu spät! / Das ist mir zu blöd jetzt hier.*
 - *Wem komm ja nicht zu spät? / Wem ist das zu blöd jetzt hier?

Hier spielen natürlich z.T. auch noch andere, z.B. Reihenfolgephänomene eine Rolle, etwa wenn wir das erste Vorkommen von *Frauen* mit *Wer?* erfragen und das zweite *Frauen* mit *Wen?*, denn es könnte zwar auch genau anders herum sein, jedoch verstehen wir hier die erste Nominalgruppe sicher eher als Subjekt und die zweite sicher eher als Objekt. Bei einem Satz wie *Karl fragt Maria nach der Uhrzeit* ist aus demselben Grund verständnismäßig naheliegend, dass *Karl* die fragende und *Maria* die gefragte Person ist, obwohl es auch anders herum verstanden werden kann (*Karl fragt Maria nach der Uhrzeit, Jochen fragt sie nach dem Tag, sonst fragt sie die beiden nichts weiter*). Die W-Erfragung hilft also (ggf. im Verbund mit weiteren Regularitäten) dabei, die abhängigen Kasus zu bestimmen (also die Formen zu finden, die in dem einen oder anderen Kasus stehen, der von einer anderen Einheit verlangt wird). Aber auch hier kann man ja genau so gut fragen, wieso *Wer?* Nominativ ist und erfragt, aber *Wen?* Akkusativ (man beachte nicht nur nebenbei übrigens *w-* + *-en* zur Erfragung von Akkusativen bei Belebtem über alle Genera und Numeri hinweg, wohingegen *d-* + *-en* im Plural ja kein Akkusativ sein kann). Man steht wieder vor derselben Ausgangsfrage. Einstweilen bleibt es bei Folgendem: Akkusativ ist ein Kasus, der bestimmte Formen betrifft, wobei die Markierung halbwegs eindeutig sein kann (wie bei den W-Wörtern) oder auch überhaupt nicht unterschieden (wie bei *Frauen*). Dazwischen liegen etwa die Artikelformen (*dem* und *des* sind eindeutig, *die* und *der* und *den* sind es nicht usw.).

Richtig zufriedenstellend sind die bisherigen Ausführungen sicher nicht. Man weiß so recht immer noch nicht, was eine Form zu einer Akkusativform macht. Vielleicht muss man die Perspektive umdrehen. Mit der Erfragung ist es möglich, Wörter und Wortgruppen als Bestandteile (Konstituenten) des Satzes zu identifizieren. Diese Satzglieder und Satzgliedteile erkennen wir darüber hinaus als verschiedene – selbst dann, wenn ihre Formen gar nicht verschieden sind. Na gut, häufig helfen Artikel und Adjektive dann doch dabei, einen Kasus erkennbar zu machen, aber eben auch nicht ganz eindeutig und auch nicht vom Formenbestand her durchsystematisiert. Weitere Ausführungen dazu sparen wir uns an dieser Stelle. Denken wir uns die Welt der Kasusformen mal für einen Moment fast ganz weg, so können wir trotzdem Fälle zuweisen. Auch wenn wir gar nicht wissen, welche Form eine Einheit hat, etwa weil wir nur eine Variable X als Platzhalter einfügen. Zum Beispiel ausgehend von Verben und den eben demonstrierten W-Fragen:

- | | | | |
|-----------------------|----------------------------|----------------------------------|---------------------|
| ○ <i>schlafen:</i> | Wer schläft? | <i>X schläft.</i> | -> X ist Nominativ. |
| ○ <i>bezichtigen:</i> | Wessen bezichtigt sie ihn? | <i>Sie bezichtigt ihn des X.</i> | -> X ist Genitiv. |
| ○ <i>helfen:</i> | Wem hilft sie? | <i>Sie hilft X.</i> | -> X ist Dativ. |
| ○ <i>fragen:</i> | Wen fragt sie? | <i>Sie fragt X.</i> | -> X ist Akkusativ. |

Dem X kann man in so einem Setting einen Kasuswert zuweisen, weil man eindeutige Zuordnungen bei den W-Wörtern hat, glaubt man zumindest:

- *Wer* ist Nominativ, also steht die mit *Wer* erfragbare Konstituente im Nominativ.
- *Wen* ist Akkusativ, also steht die mit *Wen* erfragbare Konstituente im Akkusativ. Usw.

Nun funktionieren diese Erfragungen aber mitunter auch bei Einheiten, die gar nicht flektiert werden. Jedenfalls sofern man noch *Was* ergänzt. Es heißt dann *Wer oder Was* und *Wen oder Was* (bei *Wem* und *Wessen* geht das aber nicht). Das wird nötig, um auch Nicht-Belebtes erfragen zu können.

- *Dass du jetzt gehst, finde ich nicht gut.*
Wen oder was finde ich nicht gut? Dass du jetzt gehst -> Akkusativ?
- *Dass du jetzt gehst, ist schlecht.*
Wer oder was ist schlecht? Dass du jetzt gehst -> Nominativ?

Man erfragt hier nicht Akkusativformen, sondern die Funktionen nicht-deklinierbarer Konstituenten. Und zwar sind dies die Funktionen derjenigen Konstituente, die im Akkusativ stehen würde, wenn sie nominal realisiert wäre (also etwa als Substantiv oder als substantivische Wortgruppe erscheinen würde). Hier bietet sich eine dritte Antwort an: Akkusativ ist der Name für eine bestimmte Funktion. Das gilt zumindest dann, wenn der Akkusativ vom Verb abhängt. Aber vielleicht ja nicht nur. Diese Antwort führt nun in ganz verschiedene Bereiche, etwa in die traditionelle Satzgliedanalyse (Stichwort: Funktionen als Relationen oder absolute Verwendungen), in die Generative Grammatik (Stichwort: Theta-Rollen), in die Valenzgrammatik (Stichwort: Kasusergänzungen) oder in die Kasussemantik (Stichwort: Tiefenkasus) usw. Entscheidend ist dabei, Kasus mit Bedeutung zu versehen. Sei es, dass man Einheiten, die in einem Kasus stehen, Bedeutungen zuweist, sei es, dass man Kasus selbst für eine Bedeutungskategorie hält. Dann wäre Akkusativ nicht so sehr, nicht vorrangig oder gar nicht der Name für bestimmte Formausprägungen, sondern der Name für bestimmte Bedeutungen und Funktionen für sich oder in Bezug auf andere Einheiten. Je mehr Kasusmarkierungen abgebaut werden, wird – könnte man meinen – Kasus zu einem Bedeutungsphänomen. Doch warum sollte es davon nur eine stark beschränkte Anzahl geben? Hier wären wir dann letztlich wohl bei der Framesemantik angelangt, die – wenn der Frame erst einmal aufgerufen worden ist – nicht von Formen ausgeht, sondern von Funktionen und Bedeutungen, bei Formen gewissermaßen landet. Einstweilen klammern wir uns aber – solange es noch geht – an Formen: Sichtbares als Festmachpunkt für zumindest grammatisch gedachte Bedeutungen und Funktionen. Oder sollten wir auch grammatische Bedeutungen umgekehrt im Ozean treiben lassen und darauf vertrauen, dass man sie irgendwie wird halten können,

auch wenn sie nicht gut erkennbar an für sie reservierten Formen festhängen? Wären das denn überhaupt noch grammatische Bedeutungen oder nicht vielmehr Wasserspiegelungen?

Fassen wir kurz zusammen. Akkusativ ist von der Idee her als Kasus zunächst eine Kategorie, mit der sich bestimmte Ausprägungen sprachlicher Formen erfassen lassen. In diesem Sinne ist Akkusativ etwas Formbezogenes. Bestimmte Formen fallen unter die Kategorie Akkusativ und Wörter oder Wortgruppen stehen im Akkusativ. Nun sind diese Formen aber durchaus nicht so beschaffen, dass sie immer exklusive Akkusativformen sind. Dieselbe Form kann in anderen sprachlichen Umgebungen einen anderen Kasus markieren. Darüber hinaus gibt es Formen, die selbst nicht kasusmarkierbar sind, aber dennoch durch *Wen oder Was* erfragt werden können. Deshalb kann man umgekehrt darüber nachdenken, Akkusativ ganz grundsätzlich eher als Bedeutungskategorie anzusehen. Sehr gut funktioniert die W-Erfragung für Satzglieder, die vom Verb abhängen. Aber auch präpositionale Kasus können gut erfragt werden und zwar unabhängig davon, ob die Präpositionalgruppe vom Verb abhängt oder nicht. Man erfragt damit jedoch eher nicht, ob eine bestimmte Form Akkusativ ist, sondern man ermittelt, welches die sprachliche Einheit ist, die man durch *Wen* erfragen kann (*Wen hast du gesehen? Über wen hast du dich geärgert?*). Wenn man akzeptiert, dass *Wen* und auch *Was* selbst Akkusativ sind (*Was* könnte natürlich auch Nominativ sein, deshalb immer gekoppelt fragen: *Wen oder Was*), folgt daraus, dass die erfragte Form auch Akkusativ ist, sofern es sich um Substantive oder Substantivgruppen handelt. Eine rein formbezogene Angelegenheit ist Akkusativ aber trotzdem nicht. Akkusativ ist eben nicht nur eine Kategorisierung von Formen. Das wäre sicher auch nicht beschreibungsadäquat, denn dass es sich bei einer Form um eine akkusativische handelt, bleibt solange erkenntnisarm, wie damit nicht auch die Frage nach Bedeutungen oder Funktionen verbunden wird. Entweder so: Welche Bedeutungen oder Funktionen haben akkusativische Formen in konkreten Verwendungen oder kontextabstrahierend Akkusativ für sich genommen? Oder so: Welche Bedeutungen oder Funktionen können akkusativisch realisiert werden? Oder beides.

Ich möchte das Selbstgespräch an dieser Stelle beenden oder zumindest doch unterbrechen. Jetzt käme der eigentlich interessante Punkt. Nämlich die Frage nach den erwähnten Bedeutungen oder Funktionen in der doppelten Perspektive von der Form zum Inhalt (semasiologisch) und vom Inhalt zur Form (onomasiologisch) – und wie man ihn festmacht. Für beide Perspektiven gibt es verschiedene Angebote. Aber Sie wissen ja: wenn es am schönsten ist – ach was: dann erst recht.

- - -

Lieber Rolf, neben allen Wünschen für die Zeit der Freiheiten, die du jetzt vermutlich gewinnst – mögen es derer viele sein und mögest du sie für dich und euch nutzen können, wie ihr wollt –, möchte ich dir vor allem aber einfach dafür danken, dass du dich auf das Gesprächsformat beim Aufforsten unseres, wie ich finde: ansehnlichen Wäldchens eingelassen hast. Das war arbeitsintensiv, ja. Aber es war auch schön und hat Spaß gemacht. Auf das unterirdische Geflecht der Einheitenkategorien haben wir uns dabei glücklicherweise nicht gestürzt. Aber auch wenn wir uns da unten nur auf die Wortkategorien eingelassen haben, hat uns der ein oder andere Akkusativ immer mal wieder zugeblinzelt. Und wir haben ihn letztlich doch irgendwie laufen lassen. Es sei denn, er hat sich in die Konstituentenstruktur verirrt. Ob er da auch wieder rauskommt, von Vorbereich zu Nachbereich springend? Aber wo soll er hin, wo ist sein Zuhause? Und was machen wir dann mit dem akkobj (von gewissen dirobj-Exemplaren ganz zu schweigen)?

Alles Gute, Sven

[ka:pə di:jəm]

von *Katja Winter*

[ʔem vi: mɛʔsgə te: vi: ti:ʔɔf
aɪŋna:mən ʃal ʔunt ʔaʊx
fevaɪŋen zɪç dee ʔanaly:zə
kuntebunte ʃpɛa:xgəbʔaʊx

fəle vilky:e ge:t ʔes vaɪte
ʃ vi: ʃø:nʔaɪç ʔee vi: ʔɔlf
vi:laɪçt ge:t ʔes ʔum ʃø:nə ʔaɪçŋ
ʔunt ʃli:sliç ʔaɪmt zɪç ʔɔlf ʔauf vɔlf

zɛmantɪʃ ʔɪst ʔes ʔunʔaɪndɔɪtɪç
kœntə mans fœne:tɪʃ ʔetŋ?
naza:l plozi:f ʔunt fɛɪkati:və
nuɛ ʔaufs ʔee vɛt ʔɪç nɪçt vɛtŋ

das ʔee ʔɪm ʔɔlf ʔɪst ʃo:n ʔaɪn ʔe:ʔsɪ
fɛɪkati:f ʔo:de vɪbʔant?
ʃtɪmhaft? ʃtɪmlo:s? fœnə? hɪntŋ?
ʔam ʔendə ga: ʔapʔɔksɪmant?

ʔendət mɛʔsga: ʔauf ʔa:?
feʃtekt zɪç ʔɪm ti:ʔɔf ʔaɪn ti:e?
di: ʔantvœtŋ bli:p ʔɪç ʃɔldɪç
ʔunt hɔf du: feʔsaɪst ʔes mi:e

ʔɪmɛhɪn ʃø:nʔaɪç ʔɪst ʔaɪnfax
zoga: zɛmantɪʃ na:əʔsu kla:
ʔax las das ʔee dɔx ʔe:ʔsɪ blaɪbŋ
gəhɑɪmnɪsfɔl ʔunt vundəba:

veɛ ʔaʊxt ʃo:n ʔal di: fragəʔsaɪçŋ?
das gry:blŋ tyftlŋ ʔsvaɪflŋ pɛa:lŋ?
nuɛ ʔɪm ʔetst zɪnt vi:e lebendɪç
le:bŋ li:bŋ laxŋ ʃtɛa:lŋ

ka:pə di:jəm ʔentʃpan dɪç ɹilɛks
ʔes ɡɪpt zo: fi:ləs fʊ gəni:sŋ
di: vɛlt ʔɪst bunt ʔaɪn ʔa:bəntɔɪə
le:bə li:bə las ʔes fli:sŋ]

Carpe diem

<M> wie Metzger, <T> wie Thieroff
Eigennamen Schall und Rauch,
verweigern sich der Analyse,
kunterbunter Sprachgebrauch.

Voller Willkür geht es weiter,
<sch> wie Schöneich <R> wie Rolf,
vielleicht geht es um schöne Eichen,
und schließlich reimt sich Rolf auf Wolf.

Semantisch ist es uneindeutig,
vielleicht kann man's phonetisch retten?
Nasal Plosiv und Frikative,
nur auf's /r/ würd' ich nicht wetten.

Das /r/ in Rolf ist schon ein Rätsel.
Frikativ oder Vibrant?
Stimmhaft? Stimmlos? Vorne? Hinten?
Am Ende gar Approximant?

Endet Metzger auf [a]?
Und versteckt sich in Thieroff ein Tier?
Die Antworten blieb ich schuldig
und hoff, du verzeihst es mir.

Immerhin: Schöneich ist einfach,
sogar semantisch nahezu klar.
Ach lass das /r/ doch Rätsel bleiben,
geheimnisvoll und wunderbar.

Wer braucht schon all die Fragezeichen?
Das Grübeln, Tüfteln, Zweifeln, Prahlen?
Nur im JETZT sind wir lebendig,
fühlen lieben lachen strahlen.

Carpe diem, entspann dich, relax!
Es gibt so vieles zu genießen,
die Welt ist bunt, ein Abenteuer,
lebe, liebe, lass es fließen.

